

gs

BAND 6

Frische Knochen

Ein Roman von Les Martin
auf Basis der gleichnamigen
Fernsehserie von Chris Carter.

ARTE X NOVELTM

nach einem Drehbuch
von Howard Gordon.



ProSieben Edition

Les Martin

Frische Knochen

Roman

auf Basis der gleichnamigen Fernsehserie
von Chris Carter, nach einem Drehbuch
von Howard Gordon

Der Marineinfantryist McAlpin hat entsetzliche Alpträume und Visionen. Seit Wochen schon ist er nur noch ein Schatten seiner selbst, quält seine Frau und schlägt seinen Sohn. Eines Morgens sieht er im Rückspiegel seines Autos ein Gesicht, das den schlimmsten aller Träume noch übertrifft ... Als der Wagen von der Straße abkommt, ist Private McAlpin auf der Stelle tot.

Doch er kommt wieder. Sie alle kommen wieder. Alle, die in den Gräbern von Polkstone, Worth Carolina, ruhen, kehren zurück: als Untote, als Knochenhaufen, als pechschwarze Katzen. Mulder und Scully geraten zwischen die Fronten.

Beinahe werden auch sie zu Opfern in der Auseinandersetzung zwischen einem machtgerigen Marine-Offizier und einem einflußreichen Voodoozauberer.

Und beinahe lösen auch sie das Ticket: einmal Friedhof, hin und zurück...

Erstveröffentlichung bei:
HarperTrophy - A Division of HarperCollins Publishers, New York
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The X-Files - Fresh Bones

The X-Files™ ©1997 by Twentieth Century Fox Film Corporation All rights reserved



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Akte-X-Novels - die unheimlichen Fälle des FBI. - Köln : vgs
Bd. 6. Frische Knochen : Roman / Les Martin. Aus dem Amerikan. von
Frauke Meier. - 1. Aufl. - 1998
ISBN 3-8025-2555-8

3. Auflage 1998
© der deutschen Übersetzung
vgs Verlagsgesellschaft, Köln 1998
Coverdesign: Steve Scott Umschlaggestaltung der deutschen
Ausgabe:
Papen Werbeagentur, Köln © des ProSieben-Titel-Logos mit
freundlicher Genehmigung •
der ProSieben Media AG
Satz: ICS Kommunikations-Service GmbH, Bergisch Gladbach
Druck: Clausen & Bosse
Printed in Germany
ISBN 3-8025-2555-8

Für die Ohren einer Mutter war es ein furchtbares Geräusch.

Ein Kind weinte.

Ihr Kind.

Robin McAlpin schreckte hoch und lauschte benommen. Seit dem letzten Mal, als sie vom Weinen ihres kleinen Sohnes geweckt worden war, schien kaum eine Sekunde vergangen zu sein. Sie gab ein schläfriges Grunzen von sich, ehe sie mit geschlossenen Augen murmelte: „Liebling, du bist dran.“

Keine Antwort. Im Nebenraum wurde das Greinen des Kindes lauter, und draußen vor dem Fenster kündete grollender Donner ein Gewitter an.

„Jack?“ Robin hob fragend die Stimme. Noch immer waren ihre Lider viel zu schwer, um auch nur zu blinzeln.

Erneut keine Antwort.

Robin versteifte sich. Blitzartig riß sie die Augen auf, wandte den Kopf und erkannte, daß die andere Seite des Bettes leer war.

Dann hörte sie ein weiteres Geräusch.

Es kam von der anderen Seite der geschlossenen Badezimmertür.

Sie wußte, was das bedeutete. Im Geiste konnte sie

ihren Mann sehen, wie er sich über die Toilettenschüssel beugte und krampfhaft würgte.

Gähmend glitt sie unter der Decke hervor und schlurfte durch das Schlafzimmer zum Bad. Als sie sich der Tür näherte, hörte sie die Wasserspülung.

„Liebling?“ rief sie mit sanfter Stimme. „Geht's dir immer noch so schlecht?“

Die Klinke wurde gedrückt, und als die Tür aufschwang, sprang sie schnell zur Seite. Mit langen Schritten und verärgerter Miene verließ Jack McAlpin das Badezimmer.

Robin wußte nur zu gut, daß es besser war, ihm nicht im Weg zu stehen. Jack war ein Mitglied der United States Marine. Er war über einen Meter achtzig groß und nicht umsonst der Schlußspieler im Football-Team seiner Kompanie. Deutlich zeichnete sich seine kräftige Brust unter dem schlichten Militär-T-Shirt ab, und seine Bizepse drohten, den dünnen Stoff zu sprengen.

Er ist nicht gewalttätig, sagte sich Robin zum wiederholten Mal. Der Mann, in den sie sich Hals über Kopf verliebt und den sie geheiratet hatte, war zwar stark wie ein Ochse - und doch so sanft wie ein Lamm. Zumindest normalerweise.

In diesem Augenblick jedoch war sein Gesicht so düster wie die Gewitterwolken am frühmorgendlichen Himmel draußen.

„Was ist los mit dir?“ knurrte er, als er an seiner Frau vorbeistürmte. „Hörst du nicht, daß das Kind schreit?“

Ohne Robin anzusehen, ging er zum Kleiderschrank und schlüpfte in seine Uniform. Die Tarnflecken hatten Robin stets ein Lächeln entlockt. Sie ließen Jack aussehen, als wäre er unterwegs in einen Dschungelkrieg und nicht zu seinem Dienst in Folkstone, Norm Carolina. Nun aber lächelte Robin nicht. Sie hatte schon längere Zeit nicht mehr gelächelt.

„Also, worauf wartest du noch?“ schnappte Jack, während er sich auf das Bett setzte und seine Kampfstiefel anzog.

Robin seufzte. Sie schenkte ihrem Mann einen letzten verzweifelt-fragenden Blick, doch er blieb mit gesenktem Kopf sitzen. Auch nachdem er seine Stiefel geschnürt hatte, blieb seine Haltung feindselig und abweisend.

Robin wandte sich ab und ging ins Kinderzimmer, um hier Trost und eine Antwort auf ihre unerwiderte Liebe zu finden.

Sie nahm ihren Sohn hoch und wiegte ihn in ihren Armen. Nach nur wenigen Minuten begann er glücklich vor sich hin zu glucksen.

Schließlich setzte sie das Kind ab und sagte: „Komm, Luke. Wir gehen in die Küche, dann kannst du Daddy zeigen, was für ein großer kleiner Mann du schon bist und wie gut du laufen und dein Frühstück essen kannst.“

Als sie seinen Vater erwähnte, verschwand das Lächeln von Lukes Gesichtchen und wich einem kläglichen Zug um die Mundwinkel.

In den Augen ihres Kindes entdeckte Robin einen Ausdruck, den sie nur allzu gut kannte.

Es war der gleiche Ausdruck, den sie stets zu verbergen suchte, wenn ihr Blick doch einmal dem ihres Mannes Jack begegnete.

Es war Angst.

Während er auf dem Bett saß und seine Stiefel anstarrte, verlor Jack McAlpin jegliches Zeitgefühl. Verschwommen spiegelten sich seine Züge in dem glänzend polierten Leder wider.

Endlich zwang er sich, den Blick abzuwenden, doch er konnte dieses Spiegelbild nicht aus seinen Gedanken vertreiben. Es brachte die Vorstellung, die er bisher von seinem Gesicht gehabt hatte, gründlich ins Wanken. Verstört rieb er sich die Augen, bis sie brannten - erst dann konnte er sich wieder auf die alltägliche Routine konzentrieren. Er war spät dran.

Er bewegte den Kopf, als könne er die Angst und das Unbehagen der letzten Wochen einfach abschütteln, sprang auf die Füße und ging in die Küche hinunter. Er wußte, daß er besser etwas essen sollte, ehe er sich zum Dienst meldete.

Robin brachte ein schwaches Lächeln zustande, als sich Jack wortlos an den Tisch setzte und nach der großen Packung Frühstücksflocken langte. Früher einmal hätte Luke bei seinem Anblick glücklich gejauchzt, doch nun hatte sein Vater schon seit Wochen nicht mehr mit ihm gespielt und getobt. Statt dessen hatte er ihn ignoriert oder wegen läppischer Kleinigkeiten angebrüllt und einmal sogar geschlagen.

Verängstigt begann Luke zu schluchzen.

„Kannst du ihn nicht wenigstens ein paar Minuten ruhig halten“, bellte Jack, während er die Frühstücksflocken in einen tiefen Teller füllte. „Es steht mir bis hier, jeden Morgen als erstes das Geplärre von diesem Kind zu hören.“

„Schhh“, besänftigte Robin ihren Sohn. Luke verstummte, doch sein furchtsamer Blick ruhte weiter auf seinem Vater.

Jack bemerkte nichts davon. Er hatte nur Augen für die Frühstücksflocken, die in seine Schale fielen. Als der Berg hoch genug war, stellte Jack die Schachtel weg und goß Milch dazu. Dann griff er nach einem Löffel und schaufelte das Frühstück in sich hinein.

„Du hattest letzte Nacht wieder diese schrecklichen Träume, nicht wahr?“ bemerkte Robin sanft.

„Ich hab gar nicht lang genug geschlafen, um zu träumen“, entgegnete Jack, ohne seine Mahlzeit zu unterbrechen.

„Ich möchte ... ich meine, wäre es nicht besser, wenn du zum Arzt gehst?“ fragte Robin zögernd. Kaum unterdrückte Angst schwang in ihrer Stimme. „Finde heraus, was mit dir los ist, Jack. Bitte.“

McAlpin sah auf. Grenzenlose Wut verdunkelte seine Miene. „Ich werde dir sagen, was *ich* möchte. Ich möchte in Ruhe frühstücken!“ raunzte er. „Denkst du, du könntest mir das ermöglichen?“

Ohne auf eine Antwort zu warten, wandte er sich wieder seinem Essen zu und schob sich einen weiteren gierigen Löffel in den Mund - doch er wäre beinahe

daran erstickt, als er auf den Teller blickte.

Wurmähnliche Kreaturen wimmelten durch die Milch und wanden sich wild durcheinander.

Maden.

„Uh!“ Ein Stöhnen entfuhr ihm. Er spuckte aus, was noch in seinem Mund war, und versuchte krampfhaft, den widerlichen Geschmack von seinen Lippen zu wischen. Reflexartig fuhr seine Hand über den Tisch und schleuderte die Schale zu Boden. Die Frühstücksflocken breiteten sich zu einem klebrigen See auf dem Linoleum aus.

„Jack, was ist los? *Was ist los?*“ Robin war hin- und hergerissen zwischen der Sorge um ihren Mann und der Angst um ihren Sohn, der erneut angstvoll wimmerte.

Doch Jack ersparte ihr die Qual der Wahl. Er stand so hastig auf, daß er seinen Stuhl umwarf, stampfte aus der Küche und verließ mit lautem Türenknallen das Haus.

Als er sich in seinen Wagen setzte, flammte ein Blitz über den Himmel, gefolgt von lautem Donnernrollen.

„Das fehlt mir noch - ein Sturm, der mich noch weiter aufhält“, murmelte er, während er ruckartig anfuhr. McAlpin wußte, daß er sich keine weitere Verspätung erlauben durfte. Der Colonel war in letzter Zeit nicht gut auf ihn zu sprechen gewesen.

Doch so, wie die Dinge liefen - die Alpträume, die Übelkeit und nun noch dieser Morgen -, würde es ihm zusehends schwerer fallen, sich normal zu verhalten.

Jack McAlpin jagte seinen Wagen mit hoher Geschwindigkeit durch den Regen. Nur mit größter Anstrengung gelang es ihm, sich auf den Highway jenseits der hin- und hergleitenden Scheibenwischer zu konzentrieren.

Er wurde das Gefühl nicht los. Das Gefühl, verfolgt zu werden. Er ahnte, wie sie, er oder... ES näher und näher kam und mit jeder Umdrehung seiner Räder an Boden gewann.

Spiel nicht verrückt, ermahnte er sich, während er kurz in den Seitenspiegel schaute. *Da ist nichts*.

Trotzdem wurde das Gefühl immer stärker und er lenkte seinen Blick wie von einem Magnet gezogen auf den Rückspiegel.

Und dann sah er es. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, und sein Herz setzte mehrere Schläge lang aus.

Das Gesicht des Todes starrte ihm entgegen.

Es zeigte ein Antlitz, von dem die Haut abfaulte und an manchen Stellen bereits den blanken Knochen freigab.

Dennoch konnte er das Gesicht erkennen.

Es war seins. Es war sein eigenes Gesicht.

Wie gebannt hing sein Blick am Rückspiegel, doch die gräßliche Fratze wollte einfach nicht verschwinden.

McAlpin stöhnte auf.

Seine schwere Faust schoß vor und zertrümmerte

den Spiegel - wieder und wieder hämmerte er vor das kleine gläserne Rechteck.

Blut rann über seine Knöchel, als der Spiegel von der Windschutzscheibe abbrach und zu Boden fiel, doch McAlpin spürte keinen Schmerz. Er empfand nur Wut, eine wilde Zerstörungswut auf all die bösen Träume, die ihm das Leben seit einiger Zeit zur Hölle machten.

Doch dann weckte ihn ein heftiges Schlingern des Fahrzeugs aus seinem ohnmächtigen Zorn: Der Wagen befand sich nicht mehr auf der Straße, sondern raste über offenes Feld.

Plötzlich tauchte eine riesige Eiche vor der Windschutzscheibe auf, kam mit tödlicher Geschwindigkeit näher und füllte schließlich sein ganzes Blickfeld aus.

Für einen Moment konnte er jede Windung der Baumrinde mit unwirklicher Klarheit erkennen.. . ehe ein ohrenbetäubender Knall dieses Bild vernichtete.

Ein Riß ging durch seinen Körper. Und auf einer Welle von Schmerz wurde er in eine alles umfassende Dunkelheit geworfen.

Auf dem Schild am Highway stand:

*COUNTRY ROAD 10,
FOLKSTONE, NORTH CAROLINA.*

„Wir müßten die Unfallstelle bald erreicht haben“, bemerkte Special Agent Fox Mulder, als das Straßenschild an ihrem Wagen vorüberflog. Er jagte den Mietwagen mit einer gerade noch zulässigen Geschwindigkeit über den verlassenem Asphalt. Neben ihm, auf dem Beifahrersitz, saß seine Partnerin, Special Agent Dana Scully.

Scully reichte ihm ein Foto aus dem prall gefüllten Aktenordner auf ihrem Schoß. Das Bild zeigte einen gutaussehenden jungen Mann in der Uniform des Marine Corps, der fröhlich in die Kamera blickte.

„Das wurde auf der Abschlußfeier des Ausbildungscamps aufgenommen“, erläuterte Scully. „Er blickt so hoffnungsvoll in die Zukunft. Schwer vorstellbar, daß seine Zukunft nun schon vorbei sein soll.“

Mulder warf einen kurzen Blick auf das Foto und gab es zurück. „Private John McAlpin, einer der wenigen stolzen . . .“ Er sprach nicht weiter.

Aus dem Augenwinkel erkannte Mulder, daß Scully zusammenzuckte, als sie ein weiteres Foto betrachtete. Er hatte bereits vor Scullys Ankunft im FBI-Hauptquartier Gelegenheit gehabt, sich mit den

Fakten vertraut zu machen, nachdem sie beide am frühen Morgen durch ihren Pieper dorthin beordert worden waren. Damit war ihr freier Tag vorbei, bevor er überhaupt richtig angefangen hatte, und nicht einmal eine Stunde später befanden sie sich bereits auf dem Weg nach Norm Carolina. Scully nutzte diese letzte Etappe ihrer Reise, um sich über die häßlichen Einzelheiten dieses Falls zu informieren.

„Private McAlpin war ein Vorzeige-Marine - bis zur letzten Woche“, begann Mulder erneut, während er die Straße nach dem Ort des Unglücks absuchte. „Aber ein Vorzeige-Marine wickelt seinen Wagen normalerweise nicht um einen Baum.“

Als sie einen letzten Blick auf ein Foto des Fahrzeugwracks warf, verzog Scully erneut das Gesicht. Dann wandte sie sich dem schriftlichen Unfallbericht zu.

„Die Untersuchung hat keine Spuren von Drogen oder Alkohol ergeben“, sagte sie nachdenklich. „Und an den Überresten des Wagens waren keine Brems oder Lenkungsprobleme und auch keine anderen technischen Mängel festzustellen.“

„Die Militärs bezeichnen es als Selbstmord.“ Mulder hob die Schultern. „Sie sind vor allem deshalb besorgt, weil es bereits der zweite in den letzten vierzehn Tagen ist.“

„Beide in derselben Basis?“

„Ja. Nur... Folkstone ist eigentlich keine richtige Militärbasis.“

„Wie meinen Sie das?“

„Schlagen Sie die letzte Seite der Akte auf, dann sehen Sie es“, erwiderte Mulder, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

Scully blätterte um und entdeckte ein Polaroid von einer langen Reihe schäbig gekleideter schwarzer Männer, Frauen und Kinder, die auf ihr Essen warteten. Außerdem waren auf dem Foto mehrere Marines in Kampfuniform abgebildet. Sie waren schwerbewaffnet und behielten die Menschenmenge im Auge.

„McAlpin gehörte zu einem Marinekommando im Durchgangslager von Folkstone.“

„Was ist das für ein Lager?“ wollte Scully wissen.

„Es beherbergt mehr als zwölftausend Flüchtlinge, die darauf warten, daß Onkel Sam ihnen sagt, ob sie in diesem Land bleiben dürfen.“

„Folkstone ... Folkstone ... irgend etwas klingelt bei diesem Namen“, überlegte Scully. „Hat es da nicht vor etwa einem Monat eine Art Aufruhr gegeben?“

Mulder nickte, und seine Stimme klang gepreßt, als er sagte: „Ein zehnjähriger Junge wurde getötet - allerdings sind die Umstände seines Todes bis jetzt nicht aufgeklärt worden.“

„Schmutzige Angelegenheit“, kommentierte Scully.

„Sehr schmutzig“, bestätigte Mulder finster. „Und das ist genau die Art von Schmutz, die das Militär im allgemeinen lieber unter den Teppich kehrt.“

„Warum haben sie uns dann angefordert?“ Scully hob überrascht die Augenbrauen.

„Das haben sie ja auch gar nicht.“

„Wer denn dann?“

„Mrs. McAlpin hat das FBI um Hilfe gebeten, nachdem das Militär ihren Antrag, den Tod ihres Mannes genauer zu untersuchen, abgelehnt hatte ...“

„Dann glaubt sie nicht an einen Selbstmord?“
folgerte Scully.

Doch Mulder antwortete nicht. Statt dessen lenkte er den Wagen an den Straßenrand und hielt an. Hastig stieg er aus, und Scully mußte sich beeilen, um ihm folgen zu können.

Vor einem großen Baum, dessen unterer Stamm übel zugerichtet war, holte sie ihn wieder ein. Über ihren Köpfen hoben sich die knorrigen Äste schwarz und bedrohlich gegen den Himmel ab.

„Das ist er, Scully. Das ist der Baum, der Private McAlpins Wagen gestoppt hat. . . Mal sehen, was er uns zu sagen hat.“

„Und was, denken Sie, kann er uns erzählen?“
erkundigte sich Scully mit einem kaum verhohlenen ironischen Unterton.

„Das weiß man vorher nie“, konterte Mulder, während er den Baum langsam umrundete. „Sonst müßte man sich eine solche Mühe ja gar nicht machen.“

Scully trat einige Schritte näher, als sie bemerkte, daß Mulder eine bestimmte Stelle am Baumstamm fixierte. „Was um alles in der Welt ist das?“
entschlüpfte ihr die erstaunte Frage.

Auf der rauhen Rinde war ein weißer Kreis zu

sehen, der von einem Kreuz in vier Teile geteilt wurde. In jedem der Viertel befand sich ein anderes Symbol, doch Scully konnte keines von ihnen entziffern.

„Im Polizeibericht steht, daß sie ein *Graffiti* auf der Rinde entdeckt hätten“, berichtete Mulder, „aber das hier ist wohl kaum der Ort, an dem sich ein Graffiti-sprayer betätigen würde.“

„Es sieht wie ein primitives rituelles Zeichen aus“, stellte Scully fest. Noch einmal betrachtete sie das Zeichen ganz genau. „Aber es gehört zu keiner mir bekannten Religion oder Magieform.“

„Die meisten Flüchtlinge im Lager Folkstone kommen aus Haiti...“ Mulders Blick ging in eine unbestimmte Ferne.

„Haiti?“ echote Scully, doch dann dämmerte ihr, was Mulder andeuten wollte, und sie schüttelte energisch den Kopf. „Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß hier ein Voodoozirkel am Werk war, oder etwa doch? Mulder, ich fürchte, Sie haben zu viele schlechte Spätfilme mit Blutopfern, Zombies und dem ganzen anderen Kram gesehen. So etwas können Sie doch nicht im Ernst behaupten wollen.“

„Wir sind hier, um dem Verdacht von Mrs. Mc-Alpin nachzugehen“, entgegnete Mulder mit undurchdringlicher Miene.

„Denkt *sie* denn, daß der Tod ihres Mannes etwas mit Voodoo zu tun hat?“ Scully verschränkte die Arme vor der Brust.

„Sie denkt, daß ihr Mann sich nicht selbst umgebracht hat." Mulders Blick kehrte aus der weiten Ferne zurück, und er fixierte seine Partnerin. „Und sie möchte einfach nur wissen, wer es getan hat."

Die McAlpins bewohnten ein bescheidenes Haus in einer typischen Armeesiedlung: Viele fast identische Gebäude säumten die Wohnstraße, wenn auch kein Haus dem anderen bis ins Detail glich. Mit kleinen Veränderungen hatten es die Familien geschafft, selbst der militärischen Einheitsarchitektur Individualität und ein wenig Behaglichkeit abzurufen.

Mulder und Scully sahen sich um, ehe sie an der Haustür der McAlpins läuteten.

„Das Haus ist in einem guten Zustand“, bemerkte Mulder. „Die Fenster sind sauber, der Rasen gemäht, und die Blumenbeete im Vorgarten sind gut gepflegt. Und das, obwohl dieses Haus kein dauerhafter Wohnsitz geblieben wäre. Schließlich müssen Familien von Berufssoldaten immer wieder umziehen, je nachdem, wohin der Dienst sie führt.“

Scully nickte und fugte hinzu: „Sieht so aus, als hätten die McAlpins großen Wert auf ein gemütliches Zuhause gelegt.. . ganz gleich, wie schwierig das im Militärdienst ist.“

Nach einem letzten Blick in die Runde hob Scully schließlich die Hand und klingelte.

Eine Frau Mitte Zwanzig öffnete ihnen. Sie war eigentlich attraktiv, hatte langes blondes Haar und große braune Augen, doch zu diesem Zeitpunkt war

ihr Haar zerzaust und strohig und ihre Augen schimmerten, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen.

„Ja?“ Ein mißtrauischer Blick streifte die Besucher.

„Mrs. Robin McAlpin?“ erkundigte sich Mulder.

"Ja"

„Ich bin Special Agent Mulder - und das ist meine Partnerin, Special Agent Scully.“ Er zückte seinen Dienstaussweis, und Scully folgte seinem Beispiel.

Robin McAlpins Gesicht hellte sich auf. „Sie sind tatsächlich hergekommen“, sagte sie regelrecht erstaunt. „Ich habe nicht geglaubt, daß jemand kommen würde. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß mir irgend jemand zuhören würde - nicht, nachdem das Militär behauptete, ich sei verrückt vor Kummer. Ich meine, ich gebe ja zu, daß meine Gedanken sonderbar klingen, aber. ..“ Sie sprach nicht weiter. Offenbar wollte sie vermeiden, vorschnelle Zweifel an ihrer Version der Geschichte zu wecken.

„Agent Scully und ich sind auf Fälle spezialisiert, die sich jenseits der Grenzen des Alltäglichen abspielen“, versicherte ihr Mulder. „Wenn wir nun ein paar Minuten mit Ihnen sprechen könnten...“

Schnell zog Robin McAlpin die Tür weiter auf. „Was habe ich mir nur dabei gedacht, Sie hier draußen stehenzulassen“, sprudelte sie hervor. „Kommen Sie bitte herein.“

Sie führte sie ins Haus.

„Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir in die Küche

gehen?" fragte sie. „Mein Sohn spielt dort, und ich möchte ein Auge auf ihn haben."

Auf dem Küchenfußboden bewegte der kleine Luke McAlpin Spielzeugsoldaten hin und her und gab dabei laute Explosionsgeräusche von sich. Nach jedem „Peng!" warf er einen Soldaten um - und er hatte genug Figuren, um den Kampf noch lange andauern zu lassen.

Robin schüttelte den Kopf. „Keine zwei Jahre alt, und schon hat er diesen Spleen", seufzte sie, wobei ihr Tonfall zwischen Stolz und Trauer schwankte. „Wahrscheinlich ist das vollkommen normal. Er hat seinen Vater vergöttert. Er liebte es, wenn Jack seine Uniform anzog, bis . .." Sie verstummte und biß sich auf die Unterlippe. Dann setzte sie sich an den Küchentisch, stützte die Ellbogen auf die Kunststoffplatte und ballte eine Faust unterm Kinn.

Nachdem sich Mulder und Scully zu ihr gesellt hatten, legte Scully ein Diktiergerät auf den Tisch. „Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir Ihre Aussage auf Band aufnehmen, Mrs. McAlpin?"

Robins Blick flackerte verängstigt auf, doch dann schüttelte sie verneinend den Kopf.

Scully stellte das Diktiergerät an, und Mulder griff Robins letzte Bemerkung auf: „Sie haben gerade das Wort ‚bis‘ benutzt, Mrs. McAlpin. Bis was?"

„Bis vor kurzer Zeit", erwiderte Robin mit belegter Stimme. „Bis Jack anfang, sich.. . sonderbar zu benehmen."

„Sonderbar in welcher Hinsicht?“ fragte Mulder weiter.

„Das ist schwer zu erklären ...“

„Versuchen Sie es, so gut es geht.“

„Wissen Sie, Jack hat gerne Witze erzählt...“, begann Robin, und die Erinnerung trübte ihren Blick. „Sie waren ziemlich dumm, nehme ich an. Aber die Art, wie er sie mir erzählt hat, hat mich immer zum Lachen gebracht. Wir hatten viel Spaß miteinander. Dann wurde er in das Lager versetzt, und der Spaß war vorbei. Alles war vorbei. Wir haben nie mehr zusammen gelacht.“

„Und das begann wirklich erst, nachdem er den Dienst im Lager angetreten hatte?“ hakte Scully noch einmal nach.

„Ja ... er war launisch und angespannt.“

„Hat er Ihnen je erzählt, was in dem Lager vorging? Oder was er in seinem Dienst zu tun hatte?“

„Nein.“ Tränen stiegen in Robins Augen. „Er kam nur immer wütend nach Hause. Und er wurde mit jedem Tag wütender. Meistens auf sich selbst - aber manchmal hat er es auch an Luke und mir ausgelassen.“

Scully beugte sich vor. „Ist er jemals wegen Streß oder Depressionen behandelt worden?“

Mit Nachdruck schüttelte Robin den Kopf und schluckte tapfer die Tränen herunter. „Ich habe versucht, ihn zu überreden, mit jemandem zu sprechen, notfalls mit dem Pfarrer. Aber Jack glaubte, daß er mit seinen Problemen selbst fertig werden mußte.“

Er war ein lieber Mann, ein guter Mann, ein netter Mann. .. aber er hatte auch diese sture Ader. Er war eben ein Marine."

„Glaubte er an Voodoo?" fuhr Mulder unerwartet scharf dazwischen.

Doch der Gedanke entlockte Robin nur ein wehmütiges Lächeln. „Jack glaubte an die Marines, seine Familie und an Football. Das ist so ziemlich alles, woran er glaubte."

„Und warum glauben Sie dann, daß der Tod Ihres Mannes . .. nun, kein normaler Unfall gewesen ist?" erkundigte sich Mulder.

Mit wachsendem Unbehagen rutschte Robin auf ihrem Stuhl hin und her. „Schauen Sie, ich habe Sie gewarnt, daß das alles ziemlich sonderbar klingen wird. So etwas würde mir normalerweise auch nicht in den Sinn kommen."

„Wie ich Ihnen schon sagte, bereitet uns das keine Schwierigkeiten", wiederholte Mulder beruhigend.

„Also .. . einer der Jungs aus Jacks Einheit hat mir erzählt, was sie an der Unfallstelle entdeckt haben", berichtete Robin zögerlich. „Dieses merkwürdige Zeichen an dem Baum. Er sagte, es wäre eine Art von Voodooofluch. Das gleiche Zeichen haben sie auch auf dem Stuhl gefunden, den der puertoricanische Junge benutzt hat, um sich aufzuhängen. Noch ein sogenannter Selbstmord."

„Wie lautet der Name des Soldaten, der Ihnen das erzählt hat?"

„Harry Dunham. Er stammt aus New Orleans. Dort

gibt es viele merkwürdige Glaubensgruppen, deshalb ist er wohl ziemlich abergläubisch."

„Und Sie nicht?"

Erneut schüttelte Robin den Kopf. „Das war ich nie. Außerdem war ich durch Jacks Tod viel zu verstört, um dieser Geschichte viel Beachtung zu schenken. Ich habe nicht viel darüber nachgedacht, bis . .." Sie unterbrach sich und atmete tief durch.

„Bis . .." Wieder stockte Robin, doch schließlich gab sie sich einen Ruck. „Bis Luke das hier im Sandkasten ausgegraben hat."

Robin öffnete eine Papiertüte, die auf dem Tisch lag, zog eine große Muschel hervor und reichte sie Mulder.

Mulder betrachtete sie von allen Seiten. Mit roter Farbe war ein Symbol auf die milchweiße Innenschale gemalt worden - es war das gleiche Symbol wie auf dem Baum, an dem Jack McAlpin gestorben war.

„Ich weiß, es klingt verrückt, wenn ich mir deswegen Sorgen mache", flüsterte Robin mit erstickter Stimme. „Aber die Wahrheit ist, ich habe Angst. Ich habe Angst um mein Kind. Bitte, sagen Sie mir, daß ich mir keine Sorgen machen muß."

Mulder und Scully tauschten einen langen Blick. „Wir werden versuchen, der Sache auf den Grund zu gehen, Mrs. McAlpin", versprach Mulder endlich. „Wir werden zum Lager fahren und unser Bestes tun."

„Die Regierung hat kein Geld für Äußerlichkeiten verschwendet“, kommentierte Scully den ersten Anblick des Durchgangslagers der Einwanderungsbehörde in Folkstone.

Gemeinsam mit Mulder stand sie vor einem hohen Zaun, dessen obere Kante von einem scharfen Stacheldraht eingefast wurde. Hinter der Absperrung sahen sie einen Hof, auf dem sich Männer, Frauen und Kinder drängten. Die meisten hatten sich in Decken eingewickelt, um sich wenigstens ein bißchen warmzuhalten.

„Die zuständigen Stellen mußten dieses Lager in aller Eile hochziehen“, berichtete Mulder. „Die haitianischen Flüchtlinge strömten nur so herein, nachdem Sicherheit und Ordnung in ihrem Land zusammengebrochen waren. Außerdem hatte der Kongreß gerade erst den Etat für derartige Einrichtungen drastisch gekürzt. Sie können sich sicher vorstellen, warum die Behörden einen so abgelegenen Ort ausgesucht haben ...

Aus den Augen, aus dem Sinn, wie man so schön sagt - und es verhindert die Empörung von engagierten Bürgern oder gar Beschwerden von Menschenrechtsorganisationen.“

Scully blinzelte zu dem großen heruntergekommenen Gebäude an der anderen Seite des Hofes hinüber.

„Sieht aus, als würden sie hier ein altes Warenlager

benutzen."

Mit einem resignierenden Seufzer zuckte Mulder die Achseln. „Ob man nun Güter oder Menschen lagert, macht keinen großen Unterschied. Solange man nicht selbst betroffen ist..."

Am Tor überprüfte ein schwerbewaffneter Marine ihre Papiere. Gleich mehrmals wanderten seine Blicke zwischen den Fotografien auf den Ausweisen und ihren Gesichtern hin und her, bis er sie schließlich widerstrebend hineinließ.

„Er scheint ebensoviel Interesse daran zu haben, Leute auszusperren, wie sie einzusperren", bemerkte Scully, als sie ihn passiert hatten.

„Ich kann mir schon vorstellen, warum die zuständigen Leute Besucher am liebsten abweisen würden", kommentierte Mulder, während er sich umsah.

Bereits von draußen hatte der Hof verwahrlost ausgesehen, doch innerhalb des Zauns wirkten die Verhältnisse noch bedrückender.

Der Gestank war überwältigend. Ganz offensichtlich standen den Menschen nicht genügend Waschelegenheiten zur Verfügung: Die grauen Decken und die leuchtendbunte Kleidung der Menschen waren ebenso schmutzig wie ihre Gesichter.

Und der Ausdruck dieser Gesichter erzählte eine noch trübsinnigere Geschichte. Zwar beteiligten sich einige der jüngeren Männer an einem Fußballmatch, während ein paar ältere Schach spielten oder lasen und einige Frauen nähten oder sich um Kinder

kümmerten, doch die meisten der Lagerinsassen machten einen völlig apathischen Eindruck. Allerdings mußte Mulder auch registrieren, daß unter den gesenkten Lidern heißer Zorn brodelte.

Die bewaffneten Marines auf dem Hof dagegen wirkten überhaupt nicht gelangweilt, sondern äußerst wachsam. Sie schienen jeden Augenblick mit dem Schlimmsten zu rechnen.

„Wo finden wir Ihren vorgesetzten Offizier?“ fragte Mulder einen der Wachmänner.

Der Marine deutete mit seinem halbautomatischen Gewehr auf das größte Gebäude. „Colonel Wharton? Da drin. Sein Büro ist im ersten Stock ganz hinten.“

Armselige Glühbirnen und schmutzige Fenster sorgten im Inneren des Gebäudes für eine dürftige, unfreundliche Beleuchtung. Dicht gedrängt saßen die Menschen auf Bänken vor derben Holztischen und löffelten ihre Essensration aus angeschlagenen Tellern. Ein Teil des ausgedehnten Raumes war mit Decken als Schlafbereich abgetrennt worden,.

Sie durchquerten gerade den Gang zwischen den Wänden aus grauem Wollstoff, als sich plötzlich ein Mann mit dem Körperbau eines Athleten vor Scully aufbaute.

Mit finsterem Blick packte er sie an den Schultern.

„*Pas remass li!*“ rührte er. „*Un vas entrave si - ou remass li!*“

Scully verstand kein Wort. Sie wußte lediglich, daß er Kreolisch sprach, eine Sprache, die eine Art würziger Eintopf aus den verschiedenen haitianischen

Dialekten war, aus Französisch, das noch aus der Zeit der französischen Kolonialherren stammte, und aus Afrikaans, das die Sklaven mitgebracht hatten.

Doch was er auch sagen mochte, der Zorn in seiner Stimme war klar und deutlich - ebenso wie der Schmerz, den sein fester Griff um Scullys Schultern verursachte.

Plötzlich, noch ehe Mulder eingreifen konnte, ließ der Schmerz nach.

Ein schmaler Junge, nicht einmal halb so groß wie der Riese, hatte seinem Landsmann einen harten Stoß versetzt.

Seine Stimme war nicht sehr laut, doch sie war schneidend und voll unerwarteter Autorität - und der Riese gehorchte. Grollend verzog er sich und verschwand auf der anderen Seite des Gangs.

Der Junge blickte ihm nach, ehe er sich zu Scully und Mulder umwandte.

„Er ist verrückt“, erklärte er mit einem breiten Lächeln. „Er trinkt zu viel Rum.“

Dann konzentrierte er sich auf Scully. „So eine hübsche Dame“, schmeichelte er. „Es ist gefährlich hier. Sie brauchen etwas *pour vous gardez*. Ich meine, etwas, um sich zu schützen. Ein Talisman zu Ihrem Schutz.“

Irgendwie war der Knirps in den Besitz einer Kampfweste der Marines gelangt, die um seinen schmalen Leib schlotterte. Aus den Tiefen ihrer Innentasche zog er einen verblichenen Stofftalisman von knapp fünfzehn Zentimeter Länge hervor, der mit

aromatischen Gewürzen gefüllt war, und hielt ihn Scully entgegen.

Scully war nicht der Mensch, der an Magie glaubte - und noch weniger glaubte sie an den Schutz durch einen Talisman.

Doch bevor sie den Jungen zurückweisen konnte, mischte sich ihr Partner ein: „Wieviel?“

Sofort richtete sich die Aufmerksamkeit des Haitianers auf Mulder.

„Zehn“, forderte er keck und streckte die freie Hand aus.

„Mulder“, sagte Scully ungeduldig.

„Fünf, widersprach Mulder und fischte einen Geldschein aus seiner Brieftasche.

Strahlend schnappte sich der Junge das Geld, übergab Mulder den Talisman und war im nächsten Augenblick im Zwielficht des Deckengangs verschwunden.

„Mulder. . .“, setzte Scully tadelnd an.

Doch Mulder unterbrach sie mit einem spöttischen Grinsen: „Hey, Sie sollten immer einen Schutz tragen.“

Er sah sich noch einmal um, ehe sie die Treppe zum Büro des Colonels hinaufstiegen. Die Menschen musterten sie mit feindseligen Blicken.

„Man weiß schließlich nie, was passiert“, fügte er mit ernsterer Stimme hinzu.

„Natürlich nicht“, entgegnete Scully achselzuckend. „Deswegen sind wir doch hier, oder?“

Colonel Samuel Wharton erhob sich, als sein Adjutant Mulder und Scully in sein Büro führte. Trotz seiner beachtlichen Größe bewegte sich der Mann so behende wie eine Katze. Seine Muskeln waren noch immer so hart wie der Knochen unter seiner kahlrasierten Kopfhaut, und seine Tarnkleidung verlieh ihm eine martialische Ausstrahlung.

Er kam hinter seinem grauen Metallschreibtisch hervor und überprüfte Mulders und Scullys Dienstaussweise, ehe er den beiden FBI-Agenten bedeutete, sich zu setzen. Er nahm keinen Platz - ganz offensichtlich fühlte er sich wohler, wenn er auf andere herabschauen konnte.

„Ich habe einen Anruf aus Ihrem Büro bekommen, der mir Ihr Kommen angekündigt hat“, begann er. „Aber ich kann mir immer noch nicht vorstellen, was Sie hier eigentlich untersuchen wollen.“

„Zwei Ihrer Männer sind in den vergangenen zwei Wochen gestorben - angeblich durch Selbstmord“, erwiderte Mulder.

„Und ich habe alle notwendigen Maßnahmen ergriffen, um zu verhindern, daß so etwas noch mal geschieht“, nickte der Colonel düster. „Ich habe sogar die 528ste, ein Kommando zur Kontrolle von Gefechtsstreß, aus Camp Lejeune angefordert.“

Scully zog die Augenbrauen hoch. „Aber Ihre Soldaten befinden sich doch gar nicht in einem Gefecht“, wandte sie ein.

„In vielfacher Hinsicht ist das, womit wir es hier zu tun haben, schlimmer“, erklärte der Colonel in verbittertem Tonfall.

Scullys Brauen rutschten noch ein paar Millimeter höher.

„Wir sind Soldaten, verdammt noch mal, keine Gefängniswärter“, fuhr Wharton fort. „Hier sollen wir feindlich gesinnte Ausländer bewachen, ohne sie angemessen unterbringen oder verpflegen zu können. Konflikte sind da praktisch unausweichlich.... Konflikte, die sich wie in einem Krieg in Gewaltausbrüchen entladen können.“

Der Colonel unterbrach sich und schüttelte resigniert den Kopf. „Nur, daß das hier natürlich kein Krieg ist - jedenfalls nicht in der Weise, wie wir Kriege kennen. Und das heißt, wir können nicht so reagieren, wie wir es im militärischen Ernstfall tun würden. Uns sind die Hände gebunden, und das führt zu einer Frustration, die weitaus mehr Streß auslöst als jedes echte Gefecht.“

„Die Flüchtlinge müssen aber auch ziemlich frustriert sein“, bemerkte Scully. „Es ist ihnen verboten, sich in diesem Land frei zu bewegen, und sie haben keine Möglichkeit, in ihr eigenes Land zurückzukehren. Ich kann mir vorstellen, daß Ihre Männer unter der bedrückenden Lage der Flüchtlinge mitleiden.“

„Es ist Haß, schlicht und einfach Haß“, entgegnete

Wharton matt. „Sie hassen uns. Alles, was ich tun kann, ist, dafür zu sorgen, daß sie so schnell wie möglich abgefertigt werden. Wenn wir sie erst einmal aussortiert haben, dann können wir auch entscheiden, wie es weitergehen soll. Das ist unsere einzige Chance, diese alptraumhafte Situation zu beenden."

Bevor Scully eine weitere Frage stellen konnte, mischte sich Mulder ein. „Colonel Wharton, bei beiden Todesfällen wurde ein gewisses rituelles Symbol entdeckt. Was können Sie uns darüber erzählen?"

Wharton zuckte die Achseln. „Nicht viel", sagte er. „Anscheinend ist es eine Art Voodoo-Zeichen."

„Dann haben Sie diese Möglichkeit gar nicht genauer untersucht?"

„Welche Möglichkeit, Agent Mulder?"

Doch Mulder mußte nichts sagen, sein Schweigen war aussagekräftig genug.

Whartons Lippen verzogen sich zu einem Ausdruck der Geringschätzung. „Denken Sie etwa, Voodoo hat diese beiden Männer getötet? Lassen wir diese Albernheiten, Agent Mulder. Die einzige Macht des Voodoo besteht darin, Unwissende zu beeindrucken. Alles, was Voodoo hier jemals verursacht hat, war ein Aufstand in meinem Lager. Eines Nachts haben sie eine geheime Zeremonie abgehalten, und am nächsten Tag war die Hölle los."

„Wir haben gehört, daß einer der Flüchtlinge getötet wurde", setzte Mulder nach. „Ein Junge."

„Ja, und niemand bedauert diese Tragödie mehr als ich", erwiderte der Colonel mit besorgter Miene.

„Zum Glück konnte ich die Person identifizieren, die für den ganzen Ärger verantwortlich ist.“

„Und wer ist das?“

„Sein Name ist Bauvais.“ Wharton spie den Namen voller Abscheu aus. „Pierre Bauvais. Er bezeichnet sich selbst als Revolutionsführer und hat ständig versucht, die Lagerinsassen aufzuwiegeln. Aber das kann er jetzt vergessen. Niemand wird ihm in die Isolationshaft folgen wollen, in die ich ihn gesteckt habe.“

„Könnten wir mit ihm sprechen?“

„Sicher, wenn Ihr Magen stark genug ist für den Mist, den er von sich gibt. Er kann Ihnen stundenlang die Ohren vollheulen mit seinen Klagen über uns und den Geschichten über sein geschlagenes Volk.“

„Ich werd's mir merken“, entgegnete Mulder gelassen.

„Okay, dann seien Sie meine Gäste“, lud der Colonel sie ein.

Mulder und Scully erhoben sich, doch auf dem Weg zur Tür hielt Scully noch einmal inne. „Ich würde außerdem gern Private McAlpins Leiche untersuchen. Ich habe eine schriftliche Genehmigung von seiner Frau.“

Der Colonel musterte sie unter gesenkten Lidern. „Eines muß ich ja sagen, ihr FBI-Männer - ich meine FBI-Leute - seid wirklich unersättlich. Aber gut, Sie können sich meinetwegen mit der Leiche vergnügen. Doch ich warne Sie: Es ist kein besonders schöner Anblick, und ich möchte nicht dafür verantwortlich sein, wenn Ihnen schlecht wird.“

Wharton wartete noch einen Augenblick, ehe er den Marine herbeiwinkte, der abrufbereit neben der Tür stand. „Private Dunham wird Ihnen mit allem helfen, was Sie brauchen ...“

Beim Namen ‚Dunham‘ wechselten Scully und Mulder einen kurzen Blick: Beide erinnerten sich sofort daran, daß Robin McAlpin diesen Namen erwähnt hatte.

Dunham war der Bursche aus New Orleans. Der Mann, der zuerst von Voodoo gesprochen hatte.

Zum ersten Mal betrachteten sie den Adjutanten des Colonels etwas genauer.

Das Gesicht des Marines zeigte keinerlei Regung. Doch in seinen Augen flackerte die Angst.

Tote berührten Captain Peter Foyle kaum. Die Stimme des Marinearztes schwankte zwischen nüchterner Professionalität und grenzenloser Langeweile, als er zu Scully sagte: „Die Todesursache von Private McAlpin ist kein Geheimnis. Er ist mit sechzig Meilen gegen einen Baum gerast.“

Scully ging mit Captain Foyle durch das Leichenschauhaus des Lagers. Private Dunham hatte sie hier abgesetzt, bevor er mit Mulder weitergefahren war, um ihn zu dem Gefangenen Bauvais zu bringen.

Auch Scullys Stimme klang absolut geschäftsmäßig, als sie ihre nächste Frage stellte. „Demnach haben Sie ihn bereits am Unfallort für tot erklärt?“

„Das hat nur ein paar Minuten gedauert...“

„Haben Sie die Todesursache danach noch genauer untersucht?“

Captain Foyle bedachte ihre Frage mit einem dünnen Lächeln. „Sein Kopf hing von seinem Hals wie eine abgebrochene Blume“, führte er aus. „Er atmete nicht, und sein Herz schlug nicht mehr. Ich sah keinen Grund, eine Autopsie durchzuführen - und das tue ich immer noch nicht.“

Foyle war der Schimmer des Zweifels in Scullys Augen nicht entgangen. „Sie können ihn sich ja ansehen und dann selbst entscheiden“, sagte er gleich-

mütig und führte sie zu einer Wand mit hochaufgetürmten stählernen Schubladenschränken.

Vor einem Schubfach mit der Aufschrift MCALPIN, JOHN J. blieb Foyle stehen.

„Sie werden sehen, daß an Private McAlpins Leiche nichts Außergewöhnliches ist“, näselte er, während er die große Schublade aufzog, doch dann schwoll seine Stimme zu einem Brüllen an: „Was zum...!“

In der Schublade lag ein toter Hund. Der Körper befand sich bereits im Zustand der Leichenstarre: Die Beine waren ausgestreckt, als wäre er mitten im Lauf gestorben, sein Maul stand offen, und seine Fänge schimmerten in einem zu Eis geronnenen Fletschen.

Scully beugte sich vor, um das Tier genauer zu betrachten.

„Zweifellos tot“, kommentierte sie. „Wollen Sie eine Autopsie vornehmen, Captain Foyle? Ich würde Sie gern dabei unterstützen. Vielleicht war es Tollwut. Oder eine dieser seltenen tropischen Krankheiten... es sei denn, dies ist doch nur eine Hundeleiche.“

Aber Captain Foyle war nicht nach Scherzen zumute. „Was ist das für ein kranker Witz?“ schimpfte er, ehe er herumfuhr und in Richtung des Nebenraums blaffte: „Private Jackson, rein hier, aber im Laufschrift! Wer zum Teufel macht hier dumme Spielchen?“

Private Jackson war blaß vor Furcht, als er hereingetrabt kam, um dem Befehl des Captains zu folgen.

Doch er war nicht so blaß wie Private Dunham, der Mulder zu Pierre Bauvais Zelle fahren mußte. Seit sie das Büro des Colonels verlassen hatten, war Dunhams militärisch harte Miene mehr und mehr zerbröckelt. Inzwischen sah der Private sehr jung und sehr verängstigt aus.

Sie durchquerten einen Kellergang, und ihre Schritte hallten gespenstisch von den Wänden wider.

Der Gang führte an einer Reihe kleiner Zellen vorbei, von denen einige leer und andere mit Gefangenen belegt waren.

„Sieht aus wie Tierkäfige“, bemerkte Mulder.

„Sie sind in aller Eile aufgestellt worden“, antwortete Dunham entschuldigend. „Auf jeden Fall erfüllen sie ihren Zweck. Sie sind absolut ausbruchsicher.“

Dunham hielt den Kopf während des Sprechens unverwandt geradeaus gerichtet. Ganz offensichtlich wollte er Mulder nicht in die Augen sehen.

Nach einigen weiteren Schritten brach Mulder die wachsende Stille. „Sie sind Harry Dunham, richtig?“

„Ja, Sir,“ preßte Dunham hervor, ohne die Blickrichtung zu ändern.

„Sie kannten Private McAlpin, habe ich recht?“

Dunham öffnete den Mund und schloß ihn wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben. Mulder konnte sehen, wie der Adamsapfel des jungen Marines erregt auf und ab hüpfte.

„Seine Frau sagte, Sie beide wären Freunde gewesen“, bedrängte Mulder ihn weiter.

„Wir waren, äh, in derselben Einheit.“
„Haben Sie eine Ahnung, warum er sich umgebracht haben könnte?“
„Das kann ich nicht sagen, Sir.“
„Können oder wollen Sie nicht?“ forschte Mulder.
„Wir sind da, Sir“, entfuhr es Dunham regelrecht erleichtert.

Sie hatten den letzten Käfig in der Reihe erreicht. Dunham steckte einen Schlüssel in das Schloß der schweren Drahttür. Ehe er ihn herumdrehte, fragte er: „Möchten Sie, daß ich Sie begleite?“

„Ich wäre lieber allein mit Bauvais.“
„Gut, Sir... Aber ich muß Sie warnen. Dieser Mann gilt als gewalttätig.“

„Danke für den Hinweis.“
„Für alle Fälle werde ich in Hörweite bleiben, falls Sie Hilfe brauchen“, versprach Dunham.

„Ich würde es vorziehen, wenn unser Gespräch nicht belauscht werden kann“, entgegnete Mulder freundlich.

„Dann eben in Rufweite“, beharrte Dunham.
„Ich danke Ihnen“, wiederholte Mulder. „Aber ich hoffe, das wird nicht notwendig sein.“

Dunham sah zu der großen männlichen Gestalt hinüber, die im Halbdunkel auf der Pritsche hockte.

„Das hoffe ich auch, Sir“, murmelte er, als er die Tür aufstieß, Mulder hineinließ und hinter ihm wieder abschloß.

Pierre Bauvais hatte einen Körper aus Stahl, doch seine Augen waren weitaus beeindruckender. Sie waren noch dunkler als seine Haut, aber sie brannten wie Sonnenstrahlen, die sich durch dichten Nebel bohren.

Diese Augen fixierten Mulder, als er sich vorstellte. „Mein Name ist Mulder. Ich bin vom FBI.“

Bauvais gönnte Mulder zur Begrüßung ein schiefes Lächeln. Es mußte ihn schmerzen, denn Mulder konnte den Schorf auf der aufgeplatzten Lippe des Gefangenen sehen.

„Ja, Mr. FBI-Mann?“ fragte Bauvais, ohne sich von seiner Pritsche zu erheben. Er sprach ein klar verständliches Englisch, in dem der sanfte Singsang der Insulaner mitschwang.

„Ich hoffe, Sie können mir ein paar Fragen beantworten ...“

„Worüber?“ erkundigte sich Bauvais ohne eine Spur von Neugier - und Mulder hatte das Gefühl, daß sein Gegenüber genau wußte, was er nun sagen würde.

„Über die beiden U.S. Marines, die sich umgebracht haben.“

Bedauernd schüttelte Bauvais den Kopf. „Das ist ganz furchtbar, ein Jammer“, entgegnete er und schien es tatsächlich so zu meinen.

„Ich bin davon überzeugt, daß die Sache nicht ganz so einfach ist", erklärte ihm Mulder.

Der Gefangene gönnte ihm ein weiteres schmerzhaftes Lächeln. „Sie denken doch wohl nicht, daß ich etwas damit zu tun hätte?"

Als Mulder schwieg, fügte Bauvais hinzu: „Wie könnte ich das gewesen sein - wenn sie mich hier eingesperrt haben?"

„Sagen Sie es mir", erwiderte Mulder, zog drei Fotos aus der Jackentasche und reichte sie Bauvais, der sich eines nach dem anderen ansah.

„Und was erwarten Sie nun von mir?" erkundigte er sich dann höflich.

„Diese Fotos sind am Ort der beiden Todesfälle aufgenommen worden", erläuterte Mulder. „Eines zeigt den Baum, gegen den der Wagen des einen Marines geprallt ist, eines den Stuhl, den ein anderer Marine dazu benutzt hat, um sich aufzuhängen. Und das dritte Bild zeigt eine Muschel, die im Garten des zuerst erwähnten Marines gefunden wurde."

„Ja . .. und?"

„Wie Sie sehen können", fuhr Mulder fort, „taucht auf allen Bildern das gleiche Symbol auf."

„Ja, das sehe ich", nickte Bauvais ohne weitere Regung.

„Können Sie mir sagen, was das für ein Symbol ist?"

„Warum? Was hoffen Sie, dadurch zu erfahren?"

„Nur die Wahrheit", entgegnete Mulder matt. „Einer der toten Männer hat eine Frau und einen klei-

nen Jungen zurückgelassen. Seine Frau ist zu verängstigt, um auch nur zu trauern. Sie verdient es, ein bißchen Seelenfrieden zu bekommen. Ich bin sicher, daß Sie das verstehen können."

Bauvais erhob sich und stand Mulder von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Während er dem FBI-Agenten in die Augen sah, sagte er langsam: „Das Symbol ist haitianisch. Wir nennen es *Loco-Miroir*."

„Und was bedeutet es?"

„Es steht für den Scheideweg zwischen den beiden Welten - der Welt der Lebenden und der Welt jenseits des Lebens." Bauvais fiel bei diesen Worten in den singenden Rhythmus einer rituellen Formel. „Es ist der Spiegel, in den wir alle eines Tages schauen müssen, der Spiegel, in dem ein Mann seinem wahren Selbst begegnet."

Bauvais legte eine Pause ein, um den Sinn seiner Worte wirken zu lassen. Als er erneut zu sprechen begann, klang seine Stimme verändert, trocken und spöttisch. „Diese beiden Marines - vielleicht hat ihnen nicht gefallen, was sie gesehen haben."

Der Gefangene gab Mulder die Fotos zurück. Es war offensichtlich, daß er alles gesagt hatte, was er in dieser Sache zu sagen gedachte.

Mulder versuchte es auf einem anderen Weg. „Colonel Wharton behauptet, daß Sie derjenige waren, der den Aufstand letzten Monat angezettelt hat. .."

Statt einem leugnenden Kopfschütteln reckte Bauvais das Kinn.

„Kennen Sie die Geschichte meines Landes?“ fragte er stolz.

„Vermutlich nicht so gut, wie es angemessen wäre“, gestand Mulder.

„Haiti wurde geboren, als die Sklaven sich gegen ihre französischen Herren erhoben und Napoleons beste Armee besiegten“, erzählte Bauvais mit leuchtenden Augen. „Freiheit ist unser heiligstes Erbe. Am Ende wird uns keine Macht der Welt davon abbringen, sie immer wieder einzuklagen - auch nicht die U.S. Marines.“

„Dann würden Sie auch töten, um Ihre Freiheit zu bekommen?“

Zum ersten Mal mischte sich Ärger in die Stimme des Gefangenen. „Wharton will uns nicht nach Hause zurück lassen - das ist alles, was wir wollen.“

„Aber ich dachte ...“

„Wir sind hierhergekommen, um unser Leben zu retten. Aber nun ist die Zeit des Terrors auf Haiti vorüber. Wir wollen zurückkehren, um unsere Nation neu aufzubauen.“

Noch ehe Mulder weitere Frage stellen konnte, erklang jenseits der Gittertür eine erregte Stimme. Es war Scully.

„Mulder, ich muß mit Ihnen reden!“

Dunham öffnete ihr die Käfigtür, und sie stürmte hinein.

Doch Bauvais kam ihr zuvor. „Sie will Ihnen mitteilen, daß der Marine fort ist.“

Mit offenem Mund drehte sich Scully zu ihm um. „Woher wissen Sie das?“

Bauvais lächelte. „Ich kann Dinge ahnen. Es ist meine angeborene Intuition.“ Dann schwand sein Lächeln. „Die Götter haben Sie gewarnt.“

„Scully, was ist passiert?“ wollte Mulder erfahren.

„McAlpins Leichnam ist gestohlen worden und durch etwas ersetzt worden, das nach dem Kadaver eines Hundes aussieht...”

„Sie werden Sie nur einmal warnen“, meldete sich Bauvais noch einmal zu Wort. Dunkle Schatten huschten über sein Gesicht, als er langsam hinzufügte: „Und danach wird Ihnen kein Zauber mehr helfen.“

Es war Nacht. Feiner Sprühregen legte einen grauen Schleier über das Land, als Mulder und Scully aus dem Lager fuhren. Im Licht der Scheinwerfer glitzerte das Naß wie Silber auf der Asphaltdecke. Mulder und Scully resümierten den Fall, während sie versuchten, in der Dunkelheit ihren Weg zu finden.

„Bauvais muß die Leichen irgendwie ausgetauscht haben“, meinte Scully. Sie saß am Steuer des Wagens und mußte laut sprechen, um das Jaulen der Scheibenwischer zu übertönen.

„Das wäre aber wirklich ein beachtlicher Trick gewesen“, gab Mulder zu bedenken. „Wenn man berücksichtigt, daß Bauvais den ganzen letzten Monat in Isolationshaft verbracht hat.“

„Dann hat er jemand anderen dazu gebracht.. . Wir wissen, daß er eine Art Anführer ist. Er muß Anhänger haben, und normalerweise gibt es für Gefangene immer eine Möglichkeit, Kontakt mit der Außenwelt aufzunehmen. Solche Dinge geschehen selbst in den Hochsicherheitstrakten - ganz bestimmt kann das auch hier passieren.“

„Das stimmt, aber auf der anderen Seite konnten Sie auch keinen Hinweis darauf entdecken, daß jemand in die Leichenhalle eingebrochen ist, oder?“

Und der Offizier vom Dienst hat Ihnen versichert, daß die Sicherheitsmaßnahmen nicht zu umgehen sind."

„Captain Foyle jedenfalls ist davon überzeugt." Scully hob die Schultern. „Wie es scheint, nehmen Whartons Männer das Gerede über Voodoo trotz seiner Zweifel ziemlich ernst. Sie wissen zwar nicht viel darüber, aber sie wissen, daß Leichen dabei eine große Rolle spielen."

„Sie müssen dieselben alten Hollywoodstreifen gesehen haben, wie die, vor denen Sie mich gewarnt haben", stichelte Mulder. „Sie wissen schon, die mit den Zombies und so weiter."

„Das wäre durchaus möglich." Scully mußte wider Willen schmunzeln. „Auf jeden Fall bewachen die Soldaten die Leichenhalle, als wäre es Fort Knox."

„Nach diesem Vorfall wird die Angst vor Voodoo wahrscheinlich größer sein als je zuvor", vermutete Mulder, den Blick starr in die verregnete Nacht gerichtet, und ohne sich zu Scully umzusehen, fügte er leicht spöttisch hinzu: „Na ja, *wir* wissen es ja besser, nicht wahr?"

„Mulder, was ich ganz bestimmt weiß, ist, daß wer auch immer die Leiche gestohlen hat, verdammt clever gewesen ist. Ich bin nicht bereit, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß hier Voodoo oder ein Geist oder irgendeine Form von Magie am Werke war."

Mulder kannte Scully gut genug, um sich auf keine Diskussionen einzulassen. Er griff in seine Tasche und zog den Stofftalisman heraus, den der Junge ihm

verkauft hatte. Scully verzog das Gesicht, als sie die Figur erblickte.

„Nur für den Fall“, sagte Mulder leichthin. „Ich glaube an Selbstschutz.“ An dem Talisman waren Bänder befestigt, mit denen er um das Handgelenk oder den Hals gebunden werden konnte. Mulder benutzte sie, um den Glücksbringer am Rückspiegel festzuknoten.

„Mulder“, dozierte Scully. „Die einzige Macht des Voodoo besteht darin, den Menschen Angst einzujagen. Sie haben doch gesehen, daß Bauvais versucht hat, mich zu manipulieren, und zwar mit Informationen, die er bestimmt aus der Gerüchteküche des Gefängnisses erhalten hat. Ich gebe zu, daß er es fast geschafft hätte. Die Macht der Suggestion ist beachtlich. Glücklicherweise gilt das auch für die Macht der Vernunft - und ich habe genug Zeit gehabt, um über diese Dinge nachzudenken.“

Scully versetzte dem herabbaumelnden Talisman einen Stoß mit dem Finger. „Daran ist nicht mehr Magie als an einem Paar getürkter Würfel...“

Sie hätte noch mehr gesagt, wenn Mulder nicht plötzlich geschrien hätte: „Scully! Passen Sie auf!“

Scully sah nach vorn und erkannte eine große männliche Gestalt direkt vor ihrem Wagen - ein ausdrucksloses Gesicht starrte ins Scheinwerferlicht. Mit einem hastigen Ruck riß Scully das Steuer nach rechts und trat im selben Augenblick auf die Bremse.

Kaum stand der Wagen am Straßenrand, da sprangen Scully und Mulder auch schon heraus und rannten zu dem Mann hinüber, der weiter über die

Straße torkelte.

Die Scheinwerfer des Wagens rissen zwei Lichtkegel aus der Dunkelheit und beleuchteten den breiten Rücken des Mannes. Er trug ein dunkles, olivfarbenes T-Shirt, eine Tarnhose und Kampfstiefel, und er wankte und stolperte, als würde er durch einen Alptraum schlafwandeln.

Mulder erreichte ihn als erster.

„Key, Sie!“ rief Mulder, packte den großen Mann an der Schulter und wirbelte ihn herum.

Er leistete keinerlei Widerstand. Er ließ sich problemlos herumdrehen und stand ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Der Mann war einmal attraktiv gewesen, doch nun entstellten häßliche blutige Wunden sein Gesicht.

Seine Blicke gingen durch Mulder und Scully hindurch.

Mulder streckte die Hand aus und griff nach der Plakette, die vom Hals des Mannes herabbaumelte. Er zog sie näher heran, um die Inschrift lesen zu können.

Als sie über Mulders Schulter hinweg den Namen auf der Plakette entzifferte, riß Scully verblüfft die Augen auf.

„Private McAlpin?“

Colonel Whartons Streß-Kontroll-Kommando hatte im Lagerhospital eine besondere Station für Patienten mit mentalen Problemen und ernsthaften psychischen Defekten eingerichtet.

Augenblicklich war Private Jack McAlpin der einzige Patient. Niemand vermochte genau zu sagen, was mit ihm geschehen war, doch es war deutlich zu sehen, daß er den Verstand verloren hatte.

Seit seiner Einlieferung saß er nur mit einem Krankenhaushemd bekleidet am Kopfende seines Bettes. Er hatte die Arme um die angezogenen Knie geschlungen, und seine glasigen Augen blickten ins Nichts. Das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, war das stetige Schwanken seines Körpers - es schien, als würde ihn eine unsichtbare Kraft wiegen und trösten.

Mulder und Scully betrachteten ihn durch das Beobachtungsfenster. Bereits einen ganzen Tag warteten sie nun darauf, daß er aus seiner Trance erwachen würde, um zur Klärung seines Falls beizutragen.

In der schwachen Hoffnung, noch einen Hinweis zu entdecken, den sie zuvor übersehen hatte, las Scully zum wiederholten Male McAlpins Krankenakte.

„Die Ärzte vermuten, daß Private McAlpin sich bei dem Unfall eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen hat", sprach sie halblaut vor sich hin. „Das könnte eine Amnesie verursacht haben - einen totalen Gedächtnisverlust."

„Das ist schon möglich", stimmte Mulder zu. „Aber das ist nicht die Schlüsselfrage. Mich interessiert, wie er wieder ins Leben zurückgekommen ist."

Scully hob die Schultern. „Offensichtlich hat er es nie verlassen. Captain Foyle hat einen großen Fehler gemacht, als er den Totenschein ohne weitere Untersuchungen unterzeichnet hat."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte Mulder mit hochgezogenen Brauen.

„Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der Medizin, daß so etwas passiert ist. Wir alle machen Fehler. Ärzte sind eben auch nur Menschen."

„Private McAlpin auch? Ein Mensch, meine ich." Mulder warf einen zweifelnden Blick auf die stetig schwankende Riesengestalt.

„Seine Lebenszeichen sind jedenfalls menschlich", erklärte Scully ratlos. „Herzschlag, Temperatur - alles ist normal."

„Haben Sie die Ergebnisse von seinem Bluttest?"

„Ja." Sie suchte den Bericht heraus, den ihr das Labor geschickt hatte und überflog ihn. „Alles in Ordnung - Elektrolythaushalt und die Zählung der roten und weißen Blutkörperchen." Dann schwieg sie für einen Moment. „Nur - das ist merkwürdig - die

Tests haben geringe Spuren von Tetrodotoxin nachgewiesen."

Mulders Miene hellte sich auf.

„Tetrodotoxin", wiederholte er andächtig. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung, so als hätte er es bereits vorher gewußt - oder zumindest vermutet.

„Tetrodotoxin. . . das ist ein Gift, das in der Leber und anderen Organen des Kugelfisches vorkommt - eine äußerst kostspielige japanische Delikatesse." Scully kramte in ihrem Gedächtnis. „Japanische Gourmets zahlen nicht nur hohe Preise für diesen Fisch, manchmal bezahlen sie auch mit dem Leben."

„Das Problem dabei ist, ich kann mir nicht vorstellen, daß Private McAlpin Sushi-Restaurants besucht hat", lächelte Mulder.

Scully kannte dieses Lächeln.

„Dann haben Sie eine Theorie, wie das Tetrodotoxin in Jack McAlpins Blut gekommen ist?"

„Was wissen Sie über Zombies?"

Scully seufzte. Das war genau die Art von Hypothese, die sie von Mulder erwarten durfte. „Nicht viel", entgegnete sie gereizt. „Aber genug, um zu hoffen, daß Sie nicht vorhaben, Robin McAlpin zu erzählen, sie hätte einen geheiratet."

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Und was wissen Sie über Zombies, Mulder? Ich vermute, Sie haben bereits einige Nachforschungen angestellt."

„Es ist schon erstaunlich, was man über die Daten-

netze alles in Erfahrung bringen kann. 1982 hat ein Harvard-Wissenschaftler namens Wade Davis auf Haiti eine Felduntersuchung zu dem Phänomen der Zombies durchgeführt. Er hat erfahren, daß die Voodoo-priester ein besonderes Pulver benutzen, um Menschen in sogenannte lebende Tote zu verwandeln, und er konnte einige Proben dieses Pulvers für chemische Untersuchungen ergattern. Er hat in allen Proben Tetrodotoxin gefunden."

„Mulder...“, Scully schüttelte den Kopf. „Sie sprechen von einem absolut tödlichen Gift.“

„Normalerweise schon“, stimmte Mulder vergnügt zu. „Aber wenn die Dosis klein genug ist, sind die Folgen nicht ganz so verheerend. Es verursacht dann nur eine Lähmung und einen so weit verlangsamten Herzschlag, daß das Opfer nach den üblichen medizinischen Untersuchungsstandards für tot gehalten werden kann.“

Mulder zu glauben fiel Scully manchmal schwer. Häufig wagte er sich mit seinen Spekulationen in Bereiche vor, die ihr mehr als suspekt waren. Doch so oft sie auch verschiedener Meinung waren, so wenig neigte Scully dazu, harte Fakten anzuzweifeln.

„Wie dem auch sei... Zombie oder nicht Zombie. Jack McAlpin ist jedenfalls definitiv am Leben“, schloß sie deshalb nach einer kleinen Pause.

„Das steht außer Frage.“ Mulder wippte leicht auf den Fußspitzen. „Da frage ich mich doch, was mit dem anderen Marine ist, der sich angeblich umgebracht hat.“

Scully verzog das Gesicht. „Wollen Sie damit andeuten, daß ...?“

„Sehen Sie eine andere Möglichkeit, um hinter die Wahrheit zu kommen?“

„Okay, Mulder, Sie haben gewonnen. Schnappen wir uns eine Schaufel und legen los.“

Leider gestaltete es sich recht schwierig, eine Schaufel zu bekommen. Mulder und Scully arbeiteten für das Gesetz, also mußten sie sich an seine Regeln halten. Es dauerte einen ganzen Tag, bis sie vom FBI-Hauptquartier die Erlaubnis bekamen, sich einen verständnisvollen Richter zu suchen. Erst dann konnten sie sich die Erlaubnis einholen, das Grab des Marines öffnen zu dürfen.

"Brrr", schauderte Scully, als sie den städtischen Friedhof von Folkstone betraten. „Dieser Ort gibt dem Wort *gruselig* eine ganz neue Bedeutung."

„Es sieht aus wie in einem dieser Filme, die Sie so lieben", kommentierte Mulder ironisch. „Sogar das Wetter paßt."

Dichte frühmorgendliche Nebelschwaden zogen über das Gräberfeld. Hier und dort riß der Dunst über dem schlecht gepflegten Grund auf und gab den Blick auf armselige Grabsteine aller Größen und Formen frei.

„Was für ein trauriger Ort, um begraben zu werden." Scully senkte unwillkürlich die Stimme. „Besonders für Private Gutierrez. Warum haben sie ihn wohl ausgerechnet hier begraben - so weit von seiner Heimat in Puerto Rico entfernt?"

„Colonel Wharton hat gesagt, daß es in der näheren

Umgebung keinen Militärfriedhof gibt und daß Private Gutierrez keine Angehörigen hatte."

„Ich frage mich, wo sein Grab ist", murmelte Scully, während sie die Inschriften der Grabsteine studierte. „Obwohl ich zugeben muß, daß ich nicht sehr erpicht darauf bin, ihn auszugraben. Es würde mir nicht gefallen, wenn wir seinen Sarg öffnen und dort noch einen ..."

Weiter kam sie nicht.

Zuerst hörte sie ein tiefes feindseliges Knurren.

Dann sah sie einen dunklen Umriß, der sich langsam aus dem Nebel schob.

Einen Augenblick später konnte sie es genau erkennen - es war ein Hund, schwarz wie der Tod und zum Töten abgerichtet.

„Ein Rottweiler!" quetschte Mulder zwischen den Zähnen hervor. „Da meint es jemand ernst."

Hinter dem Hund trat ein schlaksiger Mann in vollständiger Schlechtwetterkleidung aus dem Nebel. Struppiges braunes Haar lugte unter seiner Mütze hervor, und sein mageres bleiches Gesicht verlangte dringend nach einer Rasur.

Als der Mann seine Hand auf den Kopf des Tieres legte, antwortet der Hund mit einem Schwanzwedeln. Das Knurren verstummte.

Er musterte Mulder und Scully von oben bis unten und verkündete: „Da ist Ihnen jemand zuvorgekommen."

Freudlos beobachtete er, wie die Unterkiefer der beiden Agenten ungläubig herabsanken, ehe er fort-

führ: „Sie sind doch die beiden FBI-Agenten, richtig?“

Mulder zog seinen Dienstausweis hervor und befehlte sich wieder eines geschäftsmäßigen Tonfalls. „Wir haben die Genehmigung, die Leiche von Manuel Gutierrez zu exhumieren.“

„Ja, ich weiß, ich weiß, der Marine“, winkte der Mann ab. „Ich bin Hiram Sampson, der hiesige Friedhofswärter. Ich bin gleich zu dem Grab gegangen, um die Exhumierung vorzubereiten, als ich die richterliche Verfügung bekommen habe - aber es war schon zu spät. Die Leichenräuber waren zuerst da.“ Ärger schwang in seinem Tonfall mit.

„Die Leichenräuber?“ fragte Mulder überrascht.

„Sie glauben mir wohl nicht, hm?“ grummelte Sampson. „Warum sollten Sie auch. Niemand glaubt mir. Sie wollen mir einfach nicht zuhören, weil sie nichts damit zu tun haben wollen. Sie sagen einfach, ich wäre verrückt, nur weil ich meine Arbeit ernst nehme. Aber für die Toten interessiert sich keiner mehr, wenn die Beerdigung erst einmal vorüber ist.“

„Wir glauben Ihnen“, sagte Scully nach einem Blickwechsel mit Mulder besänftigend. „Aber wir würden uns das gern selbst ansehen.“

„Dann kommen Sie mit. Wenn Sie es wirklich sehen wollen, dann werde ich es Ihnen zeigen!“.

Während sie durch die Grabreihen gingen, registrierte er, wie sich Scully und Mulder betroffen umsahen.

„Tut mir leid, daß es hier nicht besser aussieht“, erklärte Sampson entschuldigend. „Aber ich bin der einzige, der sich um die Pflege kümmert. Für einen Mann ist das zuviel... egal, wie hart ich auch arbeite. Aber sie wollen mir keinen Mitarbeiter genehmigen.“

„Diese Leichenräuber“, griff Scully ihr eigentliches Thema auf. „Sind die ein ernstes Problem?“

„Ein paar von ihnen habe ich auf frischer Tat ertappt. Ich habe sie verjagt, aber sie kommen immer wieder. Und es scheinen immer mehr zu werden, seit die Flüchtlinge in dieses Lager eingezogen sind. Ich kann nichts dagegen tun, und darum habe ich das hier.“

Der Totengräber öffnete seinen Mantel und zeigte ihnen die Pistole, die an einem abgenutzten braunen Gürtel baumelte.

„Kümmert sich denn die Polizei nicht darum?“ erkundigte sich Scully.

Sampson stieß ein kurzes bitteres Lachen aus.

„Die haben doch schon genug damit zu tun, die Lebenden zu retten.“ Er machte eine wegwerfende Geste. „Ich bin der einzige, den diese Leute hier haben, um ihre Ruhe zu schützen.“

„Diese Leichenräuber - was machen sie mit den Toten?“ fragte Mulder.

„Verkaufen...“

„An wen?“ hakte Mulder nach.

„Mmh, unterschiedlich.“ Sampson hob die mageren Schultern. „Vor einer Weile war es hauptsächlich

die örtliche medizinische Fakultät, der die Leichen ausgegangen sind. Den Gerüchten nach haben die Burschen zweihundert Dollar für eine Leiche bekommen. Aber jetzt gehen die meisten Leichen ins Lager. Die Voodootypen kaufen sie."

„Voodootypen?" Scully hob die Stimme.

„Ja, dieser ganze Eingeborenen-Hokuspokus, wissen Sie", fuhr Sampson fort. „Viele Leute in dieser Gegend glauben an derartige Dinge, nicht nur die Flüchtlinge. Liebestränke, Medizin und so weiter. Sie müssen ihnen nur sagen, was Sie haben wollen, und die finden garantiert irgendeinen merkwürdigen Zauber, der das für Sie erledigt... So, da wären wir."

Er blieb am Rand einer großen Grube stehen, die halb mit Regenwasser vollgelaufen war. Von dem Wasser abgesehen, war sie leer.

„Mir ist egal, was sie mit Hühnern oder Schweinen anstellen, aber das hier ist Sünde", stellte Sampson bedächtig fest.

Mulder ging in die Hocke, um die Inschrift auf dem kleinen, einfachen Stein am Kopfende des offenen Grabs zu lesen.

MANUEL GUTIERREZ.

Als er den Lehm fortwischen wollte, der das Geburts- und Todesdatum des Marines bedeckte, hörte er Scullys Stimme: „Mulder!"

Blitzartig erhob er sich und folgte dem Blick seiner Partnerin.

In einem Gebüsch ganz in der Nähe wühlte eine gebeugte Gestalt völlig selbstvergessen im Boden.

„Sehen Sie, womit ich es hier zu tun habe?“ knurrte Sampson und griff nach seiner Waffe.

Schnell legte Mulder eine Hand auf den Arm des Friedhofswärters.

„Wir werden uns darum kümmern“, ordnete er an und spurtete los.

Die gebückte Gestalt bemerkte sie zu spät.

Im Näherkommen konnten Mulder und Scully erkennen, wer der Übeltäter war - es war der Junge, der Mulder den Talisman verkauft hatte. Dem Kind blieb gerade genug Zeit, um seinen Spaten fallen zu lassen und ein paar Schritte zu laufen, ehe Mulder ihn eingeholt und an den Schultern gepackt hatte.

Eine Minute lang wehrte sich der Junge stumm und erbittert, doch dann gab er auf. „Lassen Sie mich los!“ protestierte er wütend. „Ich habe doch gar nichts getan. Was wollen Sie von mir?“

„Vielleicht kannst du uns das erklären“, fuhr ihn Mulder an und deutete auf den prallen Sack, den der Junge zu Boden fallen lassen hatte.

Doch noch ehe der Junge antworten konnte, versteifte sich Mulder.

Scully entrang sich ein Laut der Verblüffung.

Mit weit aufgerissenen Augen beobachteten die Agenten, wie Leben in den braunen Beutel kam.

Der Sack bewegte sich.

Noch während Mulder und Scully den Sack entgeistert betrachteten, drangen kehlige Geräusche aus seinem Inneren.

„Kroak ... kroak ... kroak ... kroak.“

Dann wurden die Bewegungen heftiger.

Eine Kröte kroch heraus. Dann noch eine. Und noch eine.

Insgesamt zehn Kröten verließen den Sack, und Mulder mußte den Jungen mit eisernem Griff festhalten, um ihn daran zu hindern, den Tieren auf der Stelle nachzusetzen.

Beim Anblick dieses Schauspiels seufzte Scully erleichtert auf. „Vielleicht sollte ich ein paar von ihnen küssen und gucken, ob einer von ihnen Private Gutierrez ist.“

„Wahrscheinlich können wir von diesem jungen Mann hier mehr erfahren“, meinte Mulder und blickte dem Jungen direkt in die trotzigsten Augen. „Warum erzählst du uns nicht einfach mal ganz genau, was du hier gemacht hast?“

Der Junge preßte die Lippen aufeinander. Er wich keinen Zentimeter zurück und hielt den Kopf störrisch gereckt.

„Es widerspricht der Politik unserer Behörde, dir Geld anzubieten, damit du redest“, sagte Mulder

obenhin. „Und ich glaube nicht, daß wir dir irgendwelche Amphibien beschaffen können, um deinen Verlust auszugleichen. Aber vielleicht könnten dich ein Super-Hamburger und Pommes frites, soviel du magst, dazu bewegen, mit uns zusammenzuarbeiten?“

Der Junge dachte über den Vorschlag nach. Er öffnete den Mund gerade weit genug, um mit der Zunge über seine spröden Lippen zu fahren - dann nickte er.

Doch es dauerte noch eine Weile, bis der Junge zu sprechen bereit war. Zuerst mußten sie zum besten Schnellrestaurant in Folkstone fahren, was - nebenbei bemerkt - auch das einzige war, und dann verschlang der Junge seinen Burger und die Pommes frites, ohne dabei Luft zu holen. Erst als er die Hälfte seiner sechsten Portion Pommes frites gegessen hatte, verlangsamte er seine Kaubewegungen weit genug, um dabei auch sprechen zu können.

„Manche Leute gehen dorthin, um Knochen auszugraben“, berichtete er. „Sie werden gut dafür bezahlt, aber das ist nichts für mich. Ich finde das krank. Ich gehe nur wegen der Kröten dahin. Auf dem Friedhof gibt's nun mal die besten Kröten - warum, das weiß ich nicht.“

„Wie bist du aus dem Lager rausgekommen?“ wollte Scully wissen, die neben Mulder an dem schmierigen Kunststoffisch saß.

Der Junge stopfte noch mehr Pommes frites in sich hinein, schlang sie hinunter und erwiderte achselzuck-

kend: „Ich gehe. Und dann komme ich wieder zurück.“

„Was ist mit deinen Eltern? Sind sie auch im Lager?“

Wortlos schüttelte der Junge den Kopf. Dann erregte ein Rest Ketchup in der Pappschachtel seine Aufmerksamkeit. Er tauchte den Finger hinein und leckte ihn ab. Anschließend griff er nach seinem Riesen-Schokoshake und leerte ihn in einem Zug.

„Wie wäre es, wenn du uns deinen Namen nennst?“ schlug Mulder vor.

„Chester Bonaparte“, entgegnete der Junge würdevoll, nachdem er die letzten Milchshakereste von seinen Lippen geleckt hatte.

„Was machst du mit den Kröten, Chester?“

„Ich bekomme für jede, die ich fange, fünfzig Cents!“ erzählte Chester mit dem Stolz eines geborenen Geschäftsmannes.

Der Knirps entlockte Mulder ein Schmunzeln. „Von wem bekommst du denn das Geld? Wem verkaufst du sie?“

Chester lehnte sich vor, als wolle er ein wichtiges Geheimnis verraten.

Mulder und Scully folgten seinem Beispiel, um es mit ihm teilen zu können.

„Bauvais“, flüsterte Chester. „Sein Zauber ist der allerstärkste.“ Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, und er deutete auf die Pappschachtel vor sich. „Er hat sogar diese Pommes frites hier verschwinden lassen.“

Feixend drehte er die leere Schachtel um und schüttelte sie, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Mulder seufzte und brachte ein paar Dollar zum Vorschein.

„Mehr Pommes frites, mehr Informationen, richtig?“

„Richtig!“ grinste Chester und schnappte sich das Geld.

Als der Junge zum Tresen flitzte, um eine neue Portion zu bestellen, beugte sich Scully zu Mulder hinüber: „Einige Krötenarten produzieren eine Substanz namens Bufotoxin. Sie ist dem Tetrodotoxin sehr ähnlich. Es ist möglich, daß das die Substanz ist, die wir in Private McAlpins Blut gefunden haben.“

Mulder nickte, doch er schien nicht ganz bei der Sache zu sein.

Scully sprach ein wenig lauter, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. „Ich glaube, wir sollten Bauvais fragen, was er mit diesen Kröten macht.“

Doch Mulder wandte den Kopf ab und starrte zum Fenster hinaus.

„Ich glaube, wir sollten zuallererst herausfinden, wer uns verfolgt“, erklärte er schließlich. „Ich habe bisher nichts gesagt, weil ich nicht sicher war - aber jetzt bin ich es. Sehen Sie auf den Parkplatz. Der graue Zweitürer ganz hinten.“

Indem sie vorgab, nach dem Zuckerstreuer zu greifen, folgte Scully seiner Anweisung. „Ja ... ich sehe ihn.“

„Er war bereits hinter uns, als wir den Friedhof verlassen haben, aber er könnte auch schon den

ganzen Morgen an uns dran sein. Der Nebel war so dicht, daß ich mir nicht sicher bin."

„Wer kann das sein?" Scully sah ihren Partner fragend an.

„Es sollte nicht so schwer sein, das herauszufinden", entgegnete Mulder und erhob sich.

„Passen Sie auf Chester auf, während ich weg bin."

Lässig schlenderte Mulder zur Herrentoilette auf der anderen Seite des Restaurants. Wie er gehofft hatte, gab es dort, an der Rückfront des Hauses, ein Fenster.

Er öffnete die Luke und glitt hinaus. Schnell umrundete er das Gebäude und schob sich vorsichtig um die Ecke zum Parkplatz. Gleich darauf versteckte er sich hinter einem Pick-up und näherte sich, von einem Wagen zum nächsten huschend, dem grauen Zweitürer.

Für eine Sekunde duckte er sich hinter den roten Chevy, der direkt neben dem grauen Wagen stand.

Dann hechtete er zu dem Fahrzeug hinüber und riß die Fahrertür auf.

Der Mann am Steuer fuhr vor Schreck zusammen.

„Steigen Sie aus dem Wagen aus, Private Dunham", forderte Mulder barsch. „Ich habe ein paar Fragen an Sie."

Als Mulder Private Dunham zum letzten Mal gesehen hatte, hatte der eine Uniform getragen. Der dicke Stoff hatte ihm bei seiner Maskerade geholfen, denn damals hatte die Furcht nur in seinen Augen gestanden. Nun aber, während er in Zivilkleidung aus dem Fahrzeug kletterte, sprachen sein ganzes Gesicht und seine verkrampfte Haltung mehr als deutlich von seiner Todesangst.

Doch Mulder empfand kein Mitleid. „Sie sind uns gefolgt!“ fuhr er den Private an.

Dunham brachte kaum einen Ton heraus. „Ich mußte Sie warnen.“

„Bisher waren Sie aber nicht so sehr daran interessiert, uns zu helfen“, stellte Mulder in eisigem Tonfall fest.

„Ich konnte nicht reden“, haspelte Dunham. „Nicht, solange Colonel Wharton in der Nähe war. Er hat seine Ohren einfach überall.“

Ein paar Reihen weiter wurde eine Fahrzeughür geöffnet.

Dunham versteifte sich, als hätte er keine Wagentür, sondern einen Gewehrschuß gehört.

„Und nicht, solange der hier ist“, murmelte Dunham und deutete mit dem Kinn an Mulder vorbei.

Mulder drehte sich um und sah, daß Scully und

Chester das Restaurant verlassen hatten und zum Wagen gegangen waren, Chester kroch gerade auf den Rücksitz, und Scully schloß die Tür hinter ihm.

„Der?“ fragte Mulder ungläubig.

„Ja, der.“

„Chester? Er ist doch nur ein kleiner Junge.“

„Nein, Sir“, widersprach Dunham entschieden.

„Das ist er nicht. Das ist er ganz und gar nicht.“

Ehe Mulder eine weitere Frage stellen konnte, gesellte sich Scully zu ihnen. „Was ist denn los?“

„Private Dunham wollte uns gerade erklären, warum wir uns in Gefahr befinden“, stichelte Mulder.

„Sie drängen sich da in eine Sache hinein, von der Sie nichts verstehen“, sagte der Marine beschwörend.

„Aber Sie verstehen sie, ja?“ Leise Ironie schwang in Mulders Stimme.

„Bauvais hat ihn gewarnt!“ platzte Dunham auf einmal heraus.

„Gewarnt? Wen?“ fragte Mulder. „Und wovor?“

„Er hat Colonel Wharton gewarnt“, berichtete Dunham. „Bauvais hat ihm gesagt, daß er sich seine Männer schnappen würde, einen nach dem anderen, es sei denn ...“

Er verstummte. Sein Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt - jedes Wort, jede Erinnerung schien ihn zu schmerzen.

„Es sei denn was?“ hakte Mulder nach.

„Es sei denn, der Colonel läßt seine Leute nach Haiti zurückkehren“, preßte Dunham hervor. „Aber

der Colonel hat nur gesagt, wir sollten verschärft vorgehen."

„Verschärft? In welcher Hinsicht?" erkundigte sich Scully.

„Sie wissen schon, das Schlagen und all das", antwortete Dunham und vermied ihren Blick.

„Colonel Wharton hat erlaubt, daß die Flüchtlinge geschlagen werden?"

Erlaubt? Er hat es *befohlen*¹", korrigierte Dunham bitter. „Das und Schlimmeres. Was wir diesen Menschen antun müssen..." Dunham konnte nicht weitersprechen. Er schüttelte den Kopf und schloß gequält die Augen.

„Warum hat denn niemand dagegen protestiert?"

Dunham schwieg. „Keiner von uns fühlt sich dabei gut", fuhr er schließlich mit dünner Stimme fort. „Aber man geht nicht zu den Marines, um sich gut zu fühlen. Man geht hin, um seine Pflicht zu erfüllen, und die Pflicht erfüllen heißt, Befehle auszuführen."

„Nicht, wenn sie nicht legal sind", widersprach Scully heftig. „Das Militärrecht legt das ganz eindeutig fest."

„In einem Ausbildungslager liest man keine Gesetzbücher, Ma'am." Dunham lächelte kläglich. „Dort lernt man zu tun, was einem gesagt wird... und man lernt, was geschieht, wenn man es nicht tut."

Mulder mischte sich ein, um wieder auf das eigentliche Thema zurückzukommen. „Sie sagten, Bauvais hat die Männer des Colonels bedroht?"

„Bauvais sagte... er würde... er würde ihnen ihre Seelen nehmen", antwortete Dunham zögernd.

„Und Sie haben ihm geglaubt."

„Jack McAlpin war mein bester Freund - und Sie haben ja gesehen, was mit ihm passiert ist..."

„Wir wissen nicht genau, was mit ihm passiert ist", stellte Scully richtig. „Aber es gibt eine medizinische Erklärung für seinen Zustand."

Dunham sah ihr in die Augen. Dann schüttelte er den Kopf. Es war keine Geste des Zweifels, sondern eher eine der Trauer.

„Sicher wird es eine medizinische Erklärung geben, Ma'am", sagte er müde. „Und ich bin Ihnen nicht böse, weil Sie mir nicht glauben. Sie kommen nicht aus New Orleans. Sie haben nichts gesehen. Sie *wissen* nicht."

„Was habe ich nicht gesehen? Was weiß ich nicht?"

„Zu Hause, da hat ein Freund meines Vaters, Clyde Jessamin, einmal einem Mann ein Grundstücksgeschäft versaut. Keine zwei Wochen später wurde Jessamins Tochter krank. Die Ärzte konnten nicht feststellen, was ihr fehlte. Alles, was sie für sie tun konnten, war, ihr tonnenweise Morphine zu geben, weil sie so schreckliche Schmerzen hatte."

Dunham hielt inne. Sein Kehlkopf ruckte nervös auf und ab. „Sie starb fünf Minuten nach Mitternacht - an dem Tag, an dem sie heiraten wollte. Und als die Ärzte dann eine Autopsie durchführten, um herauszufinden, was mit ihr geschehen war. .. was, denken Sie, haben sie herausgefunden, Ma'am?"

Sie fanden eine Menge Schlangen, die in ihrer Bauchhöhle herumkrochen", beendete er seine Erzählung nach einer angemessenen Pause.

„Aber das sind doch Ammenmärchen!"

Erneut schüttelte Dunham voller Trauer den Kopf und fügte leise hinzu: „Nein, Ma'am, leider nicht. Sehen Sie, ich war derjenige, den sie heiraten wollte."

Scully wußte nicht, was sie Dunham antworten sollte. Sie suchte noch nach passenden Worten, als Private Dunham schon wieder in sein Auto stieg.

Sie sah zu, wie er den Wagen startete und mit quietschenden Reifen davonfuhr.

Erst dann fand Scully ihre Stimme wieder.

„Mulder... Sie glauben doch nicht, daß er die Wahrheit gesagt hat, oder?“

„Ich habe keinen Grund zur Annahme, daß Private Dunham lügen könnte.“

„Ich hab ja nicht gesagt, daß er lügt“, begehrte Scully auf. „Er mag schon glauben, was er erzählt. Er ist abergläubisch, und Aberglaube erzeugt Angst. Im Gegenzug erzeugt diese Angst dann noch mehr Aberglauben. Das ist es, worum es bei Voodoo geht. Voodoo erfüllt die Menschen so sehr mit Angst, daß sie beinahe alles glauben, aber im Grunde ist diese Furcht genauso unsinnig, wie die vor einer schwarzen Katze, die sich aus der falschen Richtung nähert.“

„Vielleicht“, räumte Mulder ein. „Aber er ist ohne Zweifel verängstigt - furchtbar verängstigt. Er schien sich sogar vor Chester zu fürchten.“

„Chester könnte für den Colonel arbeiten“, vermutete Scully. „Der Junge scheint bereit zu sein, fast alles zu tun, solange der Preis stimmt.“

„Aber Bauvais scheint ihm zu trauen, nach allem, was Chester uns erzählt hat“, gab Mulder zu bedenken. „Und Bauvais und der Colonel sind nicht gerade die besten Freunde.“

Scully nickte. „Wir wissen aber, daß Bauvais jemanden hat, der ihn mit Informationen aus der Außenwelt versorgt“, sagte sie langsam.

„Sie meinen ... Kröten sind nicht das einzige, was Chester ihm verkauft“, führte Mulder den Gedanken zu Ende.

„Andererseits könnte der Junge Bauvais für den Colonel ausspionieren ...“

„Oder den Colonel für Bauvais.“

„Wir könnten versuchen, Chester darüber auszuhorchen“, schlug Scully vor, während sie zurück zu ihrem Wagen gingen. „Ich bin sicher, für einen weiteren Superburger wird er uns gern noch etwas erzählen. Ob das dann allerdings die Wahrheit ist...“

„Oh-oh!“ wurde sie von Mulder unterbrochen. Die hintere Tür des Wagens stand halb offen, und auf dem Boden neben dem Auto lag eine leere Pappschale.

Scully riß die Tür ganz auf.

Der Rücksitz war leer.

„Warum ist er weggelaufen?“ Sie stemmte die Hände in die Hüften. „Denken Sie, er ist vor Dunham weggelaufen.“

„Dunham schien derjenige zu sein, der Angst vor ihm hatte.“

„Hatte er dann womöglich Angst vor uns?“

„Wahrscheinlich wollte er den Fragen ausweichen,

die wir ihm nach unserem Gespräch mit Dunham gestellt hätten." Mulder nagte an seiner Unterlippe. „Fragen, die wir ihm *nun* ganz bestimmt stellen werden."

„Langsam. Erst einmal müssen wir ihn finden", bremste ihn Scully. „Glauben Sie, daß er ins Lager zurückgekehrt ist?"

„Unwahrscheinlich. Das ist der erste Platz, an dem wir ihn suchen würden."

„Aber das bedeutet, daß er überall sein kann... Na, das kann ja heiter werden."

Während Mulder und Scully die Uferstraße von Folkstone entlangfuhren, hielten sie Ausschau nach dem Jungen.

Sie kamen an einem Labyrinth aus gemauerten Lagerhallen vorbei, zwischen denen jeweils schmale Stichstraßen hindurchführten. Überall lagen große Stapel mit Lattenkisten. Ein Kind von Chesters Körpergröße hätte sich hier überall verbergen können.

Dann sahen sie ihn.

Doch Chester bemerkte sie ebenfalls: Blitzschnell verschwand er in einer der Stichstraßen, wobei die übergroße Kampfanzugsweste wie eine Fahne hinter ihm her flatterte.

Mulder sprang aus dem Wagen. „Fahren Sie um das Gebäude herum und versuchen Sie, ihm auf der anderen Seite den Weg abzuschneiden", rief er Scully durch das offene Fenster zu und folgte Chester in die schmale Gasse.

Weit vor sich sah er die davonhetzende Gestalt des Jungen.

„Chester!“ brüllte Mulder. „Bleib stehen! Wir müssen mit dir reden!“

Statt einer Antwort bog Chester scharf rechts in die nächste Gasse ein.

Mulder rannte hinter ihm her. Sein Atem flog, und seine Füße stampften über den Asphalt.

„Du mußt nicht weglaufen!“ rief Mulder. Allmählich kam er dem Jungen näher. „Wir wollen dir nichts tun!“

Noch einmal beschleunigte Chester seine Schritte, doch Mulder schloß immer weiter zu ihm auf. Der Junge war nur noch wenige Meter von ihm entfernt, als sie aus der dämmrigen Gasse hinaus ins grelle Tageslicht stürmten.

Chester lief eng an einigen Schiffscontainern vorbei und schlug einen unerwarteten Haken.

Für den Bruchteil einer Sekunde verlor ihn Mulder aus den Augen . . . und blieb wie angewurzelt stehen.

Auf der anderen Seite der Container ragte ein langer, verödeter Pier in das Hafenbecken von Folkstone hinaus.

Chesters Fluchtweg hatte unausweichlich in diese Sackgasse geführt - doch der Anleger war leer. Kein Schiff, keine Container, kein Chester.

Das einzige Lebenszeichen kam von den Seemöwen, die sich kreischend gen Himmel erhoben.

Und dann hörte Mulder ein fauchendes Geräusch.

Auf dem ersten Pfosten des Piers saß eine große schwarze Katze, die ihn aus gelben Augen anstarrte.

Mit einem wütenden Maunzen sprang sie herab und lief wie ein schwarzer Blitz an ihm vorbei, um die Container herum und war verschwunden.

Gleich daraufhörte er Scullys Stimme.

„Haben Sie ihn eingeholt?“

Mulder wandte sich um und hob die Hände.

„Ich bin mir nicht sicher, Scully. Ich bin mir nicht sicher.“

Colonel Wharton war ein großer Mann, seine Tage waren lang und seine Frühstücksportionen riesig.

An diesem Morgen saß er an seinem Schreibtisch und blickte voller Zufriedenheit auf sein Frühstückstablett. Dampf stieg von dem heißen Essen auf. Ein Private namens Kittel hatte ihm eine doppelte Portion aus der Kantine gebracht: Auf dem großen Tablett lag ein riesiger Haufen Rührei, ein dickes Hüftsteak und ein Stapel buttertriefender Toastscheiben. Daneben stand ein Mammutbecher Kaffee mit Milch und Zucker.

Kittel, ein hochaufgeschossener magerer Schwarzer, stand in militärischer Haltung vor ihm.

„Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Sir?“

Colonel Wharton wollte gerade ablehnen und sich über seine Mahlzeit hermachen, als er ein kurzes, scharfes Klopfen vernahm. „Machen Sie auf, befahl er.

Private Kittel öffnete, und Mulder und Scully betraten den Raum.

Ihr Anblick verdarb Wharton den Appetit - Bundesschnüffler wie diese beiden schlugen ihm auf den Magen.

„Sie können gehen“, wies Colonel Wharton Kittel an. Nachdem der Private den Raum verlassen hatte, sah Wharton seinen Besuchern kühl entgegen.

„Ich wollte gerade frühstücken“, bemerkte er in ärgerlichem Tonfall.

„Nur zu“, entgegnete Mulder freundlich. „Wir haben bereits gegessen.“

Whartons Miene verfinsterte sich. „Ich hörte, daß Sie eine gerichtliche Erlaubnis zur Exhumierung von Private Gutierrez durchgesetzt haben ...“

„Das ist richtig“, bestätigte Mulder.

„Private Gutierrez war ein United States Marine“, knurrte Wharton. „Sein Leichnam sollte mit dem gebührenden Respekt behandelt werden. Sie sollten wissen, daß ich bereits eine Beschwerde beim Justizministerium eingereicht habe.“

„Ich achte Ihre Sorge um das Wohlergehen Ihrer Männer - ob tot oder lebendig“, erklärte Mulder. „Daher denke ich, es wird Sie interessieren, daß der Leichnam verschwunden ist. Offensichtlich wurde er aus dem Grab geraubt.“

Mit einem Ruck sprang Wharton auf. Sein Gesicht war rot angelaufen. „Ich hoffe, Sie begreifen nun, womit ich es in diesem Lager zu tun habe - und warum ich so viel Wert auf strenge Disziplin lege. Was für eine Religion ist das, die die Ruhe der Toten noch in ihren Gräbern stört? Was für Menschen können einem solchen Glauben dienen? Ich sage Ihnen, diese Haitianer verstehen nur eine Sprache: rohe Gewalt.“

„Wir vermuten, daß es sich hierbei um einen Racheakt handeln könnte“, bemerkte Scully kühl.

„Ein Racheakt?“

„Für die Mißhandlung durch Ihre Leute.“

„Wovon sprechen Sie?“ schnappte der Colonel.

„Körperliche Mißhandlung von politischen Flüchtlingen gilt nach internationalem Recht als Verbrechen“, zitierte Scully. „Jeder, der einen Flüchtling schlägt oder eine Mißhandlung anordnet, kann dafür vor Gericht gestellt werden.“

Angewidert verzog Colonel Wharton das Gesicht.

„Das war Bauvais, richtig?“ blaffte er. „Er ist derjenige, der Ihnen diesen Unsinn erzählt hat. Und Sie sind eher bereit, einem fremden Unruhestifter zu glauben, als mir, einem Offizier der United States Marines!“

„Es ist unser Job, allen Hinweisen nachzugehen.“ Scullys Stimme blieb ausdruckslos.

„Schauen Sie“, lenkte Wharton ein. „Niemand hat behauptet, daß das hier ein Hotel wäre, aber es ist auch kein Konzentrationslager. Wir tun, was wir können - was mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln leider nur sehr wenig ist. Wie Sie selbst gesehen haben, mangelt es uns an anständigen Unterkünften für diese Leute, wir haben zu wenig Kochgelegenheiten, es fehlt an Freizeitmöglichkeiten, und wir sind knapp an Arbeitskräften. Die Menschen leben hier dicht gedrängt wie Tiere, und wir haben alle Hände voll zu tun, um sie ruhig zu halten.“

„Dann gab es keinen Befehl, die Flüchtlinge körperlich zu quälen?“ erkundigte sich Scully. „Keine Schläge, keine Folterungen, keine andere Form der Mißhandlung?“

„Wenn hier jemand mißhandelt wird, dann sind das meine Männer“, warf sich Colonel Wharton in die Brust. „Die Flüchtlinge mögen ihre Gründe haben, unzufrieden zu sein - aber es sind meine Männer, die zu unschuldigen Opfern dieser Unzufriedenheit werden. Die UNO, die Hilfsorganisationen und all diese ... diese Wohltäter - sie sind alle ausschließlich damit beschäftigt, die Rechte dieser Flüchtlinge zu schützen. Und niemand, niemand interessiert sich für meine Leute.“

Mulder nickte, und Scully maß ihren Partner mit einem überraschten Blick. „Ich verstehe, was Sie meinen“, erklärte er höflich. „Ich danke Ihnen, daß Sie uns Ihre Zeit geopfert haben. Wir lassen Sie jetzt Ihr Frühstück essen, bevor es noch kalt wird.“

Scully wollte etwas einwenden, doch Mulder brachte sie mit einem Blick zum Schweigen.

„Einen schönen Tag noch, Colonel“, sagte er und hielt Scully die Tür auf, dann folgte er ihr nach draußen und zog die Tür hinter sich zu.

Mit finsterem Blick startete Wharton noch einige Sekunden lang auf die geschlossene Tür, ehe ihn ein heißhungriges Knurren in seinen Eingeweiden an das Frühstück erinnerte.

Er leckte sich die Lippen, als er seine Gabel in das Steak bohrte. Sein Messer glitt in das rosafarbene Fleisch und raspelte durch die im Inneren immer saftiger werdenden Fasern.

Doch dann ließ er Messer und Gabel vor Entsetzen fallen.

Gerade noch war ihm das Wasser im Munde zusammengelaufen ... aber jetzt war sein Gaumen trocken.

Er sah rot.

Rotes Blut.

Das Blut sprudelte aus dem Einschnitt in dem Steak. Es floß über den Rand des Tablett. Es strömte über die Schreibtischplatte, direkt auf ihn zu.

Bevor es auf seinen Schoß tropfen konnte, schob er seinen Stuhl zurück und stand mit weichen Knien auf.

Colonel Wharton war der Appetit endgültig vergangen.

„Offensichtlich hat Colonel Wharton uns alles gesagt, was er zu sagen bereit war“, erklärte Mulder sein Verhalten.

„Aber er versucht, uns Sand in die Augen zu streuen“, protestierte Scully.

„Soldaten benutzen nun mal Sandsäcke, um ihre Stellungen zu schützen“, entgegnete Mulder achselzuckend. „Wir werden einen anderen Weg finden müssen, um seine Verteidigungslinie zu durchdringen.“

„Ich frage mich, warum er diese Menschen hier so sehr verachtet.“

„Vielleicht, weil er ihretwegen eine Arbeit tun muß, die ihm verhaßt ist... Vermutlich ist Colonel Wharton der Meinung, daß er und seine Männer als Gefängniswärter mißbraucht werden.“

„Vielleicht“, räumte Scully ein. „Aber ich glaube nicht, daß das seine Feindseligkeit ausreichend erklärt. Dafür ist sie zu intensiv.“

„Ich habe festgestellt, daß der Colonel diese Marine-Einheit schon kommandiert hat, als sie im vergangenen Jahr nach Haiti geschickt wurde“, berichtete Mulder. „Dort für Frieden zu sorgen, war vermutlich nicht einfach, besonders nicht für einen Offizier, der sich viel wohler fühlt, wenn er sich aktiv am Kriegsgeschehen beteiligen kann. Gut möglich, daß er eine tiefe Abneigung gegen die Menschen

entwickelt hat, die er eigentlich beschützen sollte - um so mehr, wenn sie sich in seinen Augen nicht entsprechend dankbar zeigten. Die Haitianer mögen unsere Hilfe gebraucht haben, aber niemand freut sich darüber, wenn Fremde ins Land kommen und versuchen, alles an sich zu reißen. Auch dann nicht, wenn sie die besten Absichten hegen."

Auf dem Weg zu ihrem Wagen durchquerten Mulder und Scully den überfüllten Hof des Lagers. Die Blicke der Flüchtlinge folgten jeder ihrer Bewegungen, und sie waren so drohend wie der Himmel kurz vor einem Gewitter.

Nachdem sie der wachhabende Marine hinausgelassen hatte, schüttelte sich Scully ausgiebig. „Man kann ihre Wut regelrecht spüren. Ich kann es ihnen nicht einmal übelnehmen. Sie sind hier eingesperrt wie Tiere, und das in einem Land, das sie für ein freies Land hielten."

Scully glitt hinter das Lenkrad, und Mulder nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Er betrachtete die Flüchtlinge auf der anderen Seite des Zauns, wie sie ihre finsternen Gesichter gegen das Drahtgeflecht preßten. „So wie ich es sehe, hat ihnen Wharton keine andere Wahl gelassen, als mit der einzigen Waffe zurückzuschlagen, die sie haben."

„Tut mir leid, Mulder." Scully schüttelte energisch den Kopf. „Aber es gibt einen gewaltigen Unterschied zwischen bösen Blicken und dem Aufwecken von Toten, um Rache an den Lebenden zu üben."

„Nicht nach Private Dunhams Worten“, konterte Mulder.

„Ich denke, Private Dunham hat als Kind in New Orleans zu viele Schauermärchen gehört“, winkte Scully ab. Sie zog den Wagenschlüssel aus der Tasche und fragte: „Wohin jetzt? Gibt es in dieser Stadt noch mehr Friedhöfe?“

Doch noch ehe Mulder antworten konnte, stieß sie einen Schmerzenslaut aus. „Au!“

Ruckartig zog sie die Hand zurück und ließ den Schlüssel im Zündschloß in der Lenksäule stecken.

Ein Tropfen Blut quoll aus ihrer Handfläche.

„Was ist passiert?“ Mulder beugte sich zu ihr hinüber.

„Das!“ Scully deutete auf eine Dornenranke, die um die Lenksäule geschlungen war. „Noch ein Versuch, uns zu erschrecken.“

„Wir sollten besser auf der Hut sein“, befand Mulder.

„Vor allem sollten wir diesen Leuten zeigen, daß ihre Einschüchterungsversuche bei uns nicht wirken...“ Durch das offene Seitenfenster betrachtete Scully die verbissenen Gesichter hinter dem Zaun. Vorsichtig entfernte sie die Ranke und warf sie demonstrativ aus dem Fenster.

Mulder musterte sie mit besorgten Blicken. „Lassen Sie mich die Wunde mal sehen .. .“

„Es ist nichts“, wehrte sie ab und drehte den Schlüssel im Zündschloß. Der Motor startete.

„Lassen Sie uns hier verschwinden“, verkündete sie knapp. Tatsächlich fühlte sie einen pochenden Schmerz in ihrer Hand, doch sie hatte nicht die Absicht, das zuzugeben. Scully hielt nichts davon, Schmerzen zu zeigen. Nicht vor Mulder. Nicht vor irgend jemandem, nicht einmal vor sich selbst.

Sie widerstand dem Drang, ihre Hand zu untersuchen, und würdigte auch die Dornenranke neben der Wagentür keines weiteren Blicks.

Weder sie noch Mulder sahen das Symbol, das mit Kreide auf den Asphalt gezeichnet war.

Es war das gleiche Symbol wie an dem Baum, an dem Private McAlpin verunglückt war.

Das gleiche Symbol wie auf dem Stuhl, von dem Private Gutierrez mit einer Schlinge um den Hals in den Tod gesprungen war.

Das gleiche Symbol, das McAlpins kleiner Sohn im Sandkasten gefunden hatte und das McAlpins Ehefrau mit Angst und Grauen erfüllt hatte.

Das Symbol, das Pierre Bauvais den *Loco-Miroir* genannt hatte - den Scheideweg zwischen der Welt der Lebenden und der Toten.

Wenn Scully die Zeichnung bemerkt hätte, hätte sie sich vielleicht gefragt, welchen Weg sie von nun an gehen würden.

Doch sie sah es nicht und lenkte den Wagen auf die Straße.

Währenddessen kämpfte Pierre Bauvais in seiner Isolationszelle einen stummen Kampf.

Einen aussichtsloseren, weitaus schmerzvolleren Kampf als Scully.

Seit fünfzehn Minuten mißbrauchte ihn Private Kittel als Punchingball.

Kittels Gesicht war von der gewalttätigen Anstrengung schweißgebadet.

Bauvais' Gesicht war blutüberströmt und angeschwollen, doch er zuckte nicht mit einer Wimper seiner geplatzten Lider.

Als der schwer atmende Soldat endlich von ihm abließ und zur Seite trat, kam Colonel Wharton einige Schritte näher.

„Ich denke nicht, daß er in der Verfassung ist zu reden“, keuchte Kittel, der wieder Haltung angenommen hatte.

„Das ist richtig, Private“, schnappte Colonel Wharton. „Aber Sie denken nicht, Sie befolgen Befehle.“

„Ja, Sir!“ würgte Kittel hervor.

„Und Ihr Befehl lautet, über das hier den Mund zu halten. Ganz besonders gegenüber Fremden“, fügte Wharton mit einem drohenden Unterton hinzu. „Was in unserer Abteilung passiert, das bleibt auch in unserer Abteilung.“

„Ja, Sir“, antwortete Kittel. „Aber, Sir.. .“

Weiter kam er nicht.

„Sie sind entlassen!“ bellte der Colonel.

„Jawohl, Sir!“ Der Private salutierte zackig, drehte sich auf dem Absatz herum und verließ die Zelle. Hinter ihm krachte die Tür ins Schloß und erzeugte ein schallendes Echo.

Als das Dröhnen verhallt war, beugte sich Wharton zu Bauvais hinab, der benommen auf der Kante seiner Pritsche saß.

„Und nun rede!“ fuhr er ihn an.

Bauvais hielt die Lippen geschlossen.

„*Ouvri barrier pou moi*“, verlangte Wharton in haitianischem Kreolisch, ehe er in seine angestammte Kommandosprache zurückwechselte. „Verrate mir das Geheimnis.“

Wieder schwieg Bauvais - nur in seinen Augen flackerte der Widerstand.

Wharton verzog den Mund zu einem höhnischen Grinsen. „Ich schlage vor, du erzählst es mir, solange du noch sprechen kannst..“

Endlich antwortete Bauvais.

„*Ma vie dem mains Bon Dieu*“, erklärte er ohne ein Schwanken in der Stimme. Und um sicherzustellen, daß der Colonel ihn verstanden hatte, übersetzte er seine Worte. „Mein Leben liegt in Gottes Händen.“

„No, *Papaloi!* Da irrst du dich, du Ratte“, erwiderte Wharton in einem Tonfall, der ebenso mörderisch war wie Private Kittels Fäuste. „Dein Leben liegt in *meinen* Händen.“

Mulder und Scully fuhren zu ihrem Motel zurück. Bevor sie sich auf ihre jeweiligen Zimmer zurückzogen, teilten sie die vor ihnen liegende Arbeit auf.

„Ich denke, ich sollte die weitere Befragung von Private Dunham vornehmen“, befand Scully. „Ich weiß, daß Sie sich alle Mühe geben, unvoreingenommen zu bleiben, aber Sie tendieren nun einmal in eine bestimmte Richtung - und Sie sind bekannt dafür, daß Sie leicht ins Schwanken geraten, wenn es sich um diese Richtung handelt.“

Mulder lächelte. „Private Dunham gehört Ihnen, Scully. Ich werde versuchen, etwas über Colonel Whartons Dienstakte herauszubekommen“, sagte er, ehe er sich auf den Weg zu seinem Zimmer machte.

Doch seine Pläne änderten sich, als er die Tür zu seiner Unterkunft öffnete.

Von der oberen Kante der Tür fiel eine Spielkarte vor seine Füße.

Von der innenliegenden Oberkante der Tür.

Mulder war nicht überrascht, daß es dem Mann, der diese Karte hinterlassen hatte, gelungen war, in sein Zimmer einzudringen.

Dieser Mann schien zu nahezu allem einen Schlüssel zu besitzen - einschließlich der am strengsten gehüteten Regierungsgeheimnisse. Auf diese Dinge hatte er einen besseren Zugriff als selbst

die Bluthunde vom *Lone Gunman*.

Und die Informationen, die der Unbekannte Mulder manchmal zuspielte, übertrafen noch die wildesten Vermutungen dieser und ähnlicher Leute.

Die Spielkarte war die Anmeldung des Mannes, den Mulder X nannte.

Mulder betrachtete die Karte.

Es war die Karo-Zehn.

Es war kein Zufall, daß X Spielkarten benutzte, um sich bemerkbar zu machen. X spielte gerne, und nun war Mulders Einsatz gefragt: Er mußte herausfinden, was die Karo-Zehn zu bedeuten hatte.

Eines zumindest stand jetzt schon fest.

Er mußte wie immer auf die Dunkelheit warten, um eine Hoffnung auf Erfolg zu haben.

Um zehn Uhr an diesem Abend rissen die Scheinwerfer von Mulders Wagen ein karoförmiges Straßenschild aus der Nacht. Es trug die Nummer der Bezirksstraße zehn.

Er lenkte den Wagen an den Rand der verlassenen Straße, schaltete das Licht aus und wartete... Er mußte sich nicht lange gedulden.

Ein Fahrzeug kam aus der entgegengesetzten Richtung auf ihn zu. Eine dunkle Limousine näherte sich und hielt einen halben Meter vor seinem Wagen an. Die grellen Lichter des Wagens blendeten ihn schmerzhaft. Dann wurden sie ausgeschaltet.

Mit leicht verschwommenem Blick beobachtete

Mulder den dunklen Schatten, der aus der Limousine stieg. Gleich darauf wurde die Tür der Beifahrerseite geöffnet, und ein Mann glitt auf den Sitz neben ihm.

Mulder wußte, daß er sich nicht umwenden durfte: Selbst ein kurzer Seitenblick würde reichen, um X zu verärgern.

Außerdem war Mulder nicht gekommen, um sich den Mann anzusehen, sondern um ihm zuzuhören.

„Warum sind Sie hier?“ war seine erste Frage.

„Um Ihnen zu sagen, daß Ihre Ermittlungen fehlgeschlagen sind“, kam es gleichmütig von X.

„Aber wir haben es mit einem gefährlich eigensinnigen Colonel zu tun, der sämtliche Menschenrechte mit Füßen tritt“, protestierte Mulder.

„In vierundzwanzig Stunden wird das Militär das Lager Folkstone zur Sperrzone für Zivilisten erklären. Das bedeutet: keine Presse, keine sozialen Organisationen und keine unabhängigen Beobachter mehr.“

„Und Scully und ich?“

„Man wird Ihnen einen anderen - angeblich wichtigeren - Fall übertragen ...“

„Sie machen das Lager unsichtbar“, stellte Mulder mit einem düsteren Kopfnicken fest. „Aber warum?“

„Für den Fall, daß Sie es noch nicht bemerkt haben: Die Freiheitsstatue macht gerade Urlaub. Ihre Botschaft von Freiheit, dem Schutz der Menschenrechte und dem Einsatz für ein menschenwürdiges Leben gilt nicht mehr. Ihr Licht ist erloschen - die Rechnung war zu hoch.“

„Und .. . wer hat jetzt ihren Platz eingenommen?"

„Wir haben eine neue Grußformel für die Menschen, die sich über unsere Grenzen wagen." X' Stimme war neutral wie immer. „Sie ist in himmelhoher Schrift geschrieben. „Wenn ihr keine Staatsbürger seid, dann bleibt draußen!" "

„Aber diese Leute sind bereits hier", insistierte Mulder.

„Niemand will das wissen", erwiderte X. „Aus den Augen, aus dem Sinn."

„Okay, okay, ich hab verstanden", winkte Mulder entnervt ab. „Aber warum halten wir sie dann hier fest? Sie wollen nach Haiti zurück. Warum läßt man sie nicht einfach gehen?"

„Man wird es ihnen gestatten - wenn es soweit ist. Doch zuerst muß ihnen Colonel Wharton eine Lektion erteilen. Wie es scheint, haben sich drei unserer Soldaten das Leben genommen, während sie im vergangenen Jahr auf Haiti stationiert waren. Zwei davon standen unter Whartons Kommando. Jetzt ist die Zeit der Bezahlung gekommen."

„Wollen Sie damit sagen, daß das Militär Colonel Whartons Rachefeldzug gegen unschuldige Zivilisten billigt?" fragte Mulder ungläubig. „Im Kongreß gibt es ein paar Leute, die darüber ganz und gar glücklich wären - ich könnte sie informieren."

Aus dem Augenwinkel erkannte Mulder, daß X lächelte. Es war ein Lächeln zwischen Mitgefühl und Herablassung, ein Lächeln, das Mulder seine Naivität deutlich spüren ließ. Und seine Dummheit.

„Bis diese Leute sich geeinigt haben und eine offizielle Untersuchung einleiten, wird das Lager nur noch aus leeren Lagerhallen bestehen“, erklärte X. „Es wird aussehen, als hätte es nie ein Flüchtlingscamp gegeben.“

Mulder dachte über eine Antwort nach.

Doch X war nicht bereit, ihm noch eine Chance zu geben. Ohne ein weiteres Wort stieg er aus dem Wagen aus, ging zu seiner Limousine zurück und fuhr davon.

Mulder saß allein in der Dunkelheit und suchte nach einem schwachen Hoffnungsschimmer, doch alles, was er fand, war kalte Asche und die dumpfe Ahnung, daß ihr Marsch durch die Finsternis gerade erst begonnen hatte.

Scully hatte den Telefonhörer zwischen Schulter und Ohr geklemmt und lauschte auf das helle, hohe Rauschen.

Es machte sie wahnsinnig.

„Hallo... hallo!" rief sie der unbekannten Person am anderen Ende der Leitung zu - falls dort überhaupt jemand war.

„Ja, Ma'am", meldete sich endlich eine gelangweilte Stimme.

„Hören Sie, ich warte jetzt schon seit einer halben Stunde", beschwerte sie sich.

„Tut mir leid, Ma'am", entgegnete die Stimme. „Ich hab gerade meine Schicht begonnen. Der Kollege vor mir hat wohl vergessen, mir zu sagen, daß Sie warten. Was kann ich für Sie tun?"

„Ich versuche, Private Dunham zu erreichen", sagte Scully, so ruhig sie nur konnte.

„Dunham?" wiederholte die Stimme. „Ich sehe im Dienstplan nach."

Einen Augenblick später sagte die Stimme: „Private Dunham ist nicht im Dienst."

„Vielleicht ist er in den Baracken..."

„Einen Moment. Ich lege Sie auf die Warteschleife und klinge in den Baracken durch."

Ehe Scully etwas sagen konnte, erklang erneut das hohe Rauschen.

Während sie mit der Fußspitze einen ungeduldigen Rhythmus auf den Boden trommelte, kratzte sie sich geistesabwesend an der Handfläche. Ein stechender Schmerz durchzuckte sie. Sie betrachtete die Hand genauer - und ihr ganzer Körper versteifte sich.

Die Wunde, die die Dornenranke hinterlassen hatte, sah böse aus. Die antibiotische Salbe, die sie aufgetragen hatte, hatte nicht geholfen.

Im Gegenteil. Es war sogar schlimmer geworden. Die Haut neben der Verletzung war gerötet, und wäßriges Blut sickerte aus der Wunde.

Scully verzog das Gesicht, wandte sich ab und erhaschte dabei einen Blick in den Spiegel. Ihr Gesicht war totenbleich und aufgedunsen. *Ich sehe nicht gut aus*, dachte sie, und im nächsten Augenblick verschwamm das Bild vor ihren Augen.

Ihr Kopf schien auf einmal platzen zu wollen. Dröhnender Kopfschmerz bohrte sich tiefer und tiefer in ihre Hirnwindungen.

Durch das Pochen drang die Stimme am anderen Ende der Leitung in ihr Bewußtsein. „Tut mir leid, Ma'am, Private Dunham ist nicht in den Baracken, und niemand weiß, wo er hingegangen ist.“

Scully riß sich zusammen. Sie würde eben etwas mehr Salbe auf die Wunde auftragen müssen. Später könnte sie ein Bad nehmen, ein wenig schlafen und sich von den Strapazen der letzten Tage erholen. Doch zuerst mußte sie ihre Arbeit erledigen.

„Danke“, preßte sie hervor und legte auf.

Sie verließ ihr Zimmer und ging über den Motel-

korridor zu einem Raum am anderen Ende des Ganges.

Sie klopfte an die Tür.

Keine Antwort.

„Mulder!“ rief sie durch die Tür. „Ich habe endlich das Lager erreicht, aber Dunham ist nicht da.“

Noch immer erhielt sie keine Antwort.

„Komisch“, murmelte sie und griff versuchsweise nach dem Türknauf.

Der Knauf ließ sich drehen, und die Tür öffnete sich.

Sie trat ein und sagte leicht tadelnd: „Mulder, Ihre Tür ist nicht verschlossen.“

Dann erkannte sie, daß der Raum leer war, aber aus dem Badezimmer hörte sie das Geräusch laufenden Wassers.

Sie eilte zu der geschlossenen Badezimmertür und pochte dagegen. „Mulder!“ rief sie laut genug, um das Rauschen zu übertönen ... doch statt einer Antwort fühlte sie etwas Feuchtes durch ihren Schuh.

Schnell senkte sie den Blick und erkannte, daß Wasser unter der Tür hindurchfloß.

Das Wasser war rosafarben.

Es war kein hübsches Rosa - es war die Farbe von Wasser, das sich mit Blut vermischt.

Als Scully die Tür aufstieß, strömte das Naß, das über die Ränder der überlaufenden Wanne getreten war, ungehindert ins Zimmer. Scully durchquerte den See auf dem weißgefliesten Fußboden und drehte den Wasserhahn ab.

Dann starrte sie auf den voll bekleideten Körper in der Badewanne.

Das Gesicht des Mannes befand sich unterhalb der Wasseroberfläche, und aus dem klaffenden Loch in seinem Hemd quoll Blut hervor.

Nun brauchte sie sich keine Gedanken mehr darüber zu machen, wo sich Private Dunham aufhalten könnte. Sie hatte ihn schneller als gedacht gefunden - doch wo zum Teufel war Mulder?

Sie kam nicht dazu, dieser Frage weiter nachzugehen. Hinter ihr ertönten schwere Schritte.

Sie wirbelte herum und sah sich einem kräftigen Mann in Kampfuniform gegenüber, der beinahe den ganzen Türrahmen ausfüllte. Sie erkannte ihn sofort.

Blut bedeckte Private McAlpins Gesicht und Hals. Auf seinem Hemd und an seinen Händen klebte noch mehr Blut, aber es war nicht sein eigenes.

Seine weit geöffneten Augen starrten blicklos vor sich hin, und während er mit steifen Schritten näher kam, öffneten und schlossen sich seine riesigen Hände in einem todbringenden Rhythmus.

Scullys Herz schlug weiter, auch wenn sie meinte, es müsse aussetzen und vor Angst vergehen.

Sie öffnete die Lippen zu einem lautlosen Schrei, als der große blutüberströmte Marine plötzlich auf sie zutorkelte - Mulder hatte ihm von hinten einen Stoß versetzt.

Die Waffe in Mulders anderer Hand zielte auf McAlpins Kopf.

„Sind Sie in Ordnung?“ fragte er, ohne die Smith

and Wessen zu senken. „Ich war einen Augenblick lang besorgt. Ich dachte ...“

„Mir geht es gut“, fiel ihm Scully ins Wort. „Es ist Dunham.“

Sie deutete auf die Badewanne.

Doch McAlpin kam Mulder zuvor. Wie ein Schlafwandler, der plötzlich erwacht, stolperte er auf die Wanne zu. Während er auf den Leichnam hinabstierte, wurde sein Blick allmählich wieder klarer, und auf seinem vorher unbewegten Gesicht zeigte sich ein Ausdruck der Qual.

Mulder hielt noch immer die Waffe auf ihn gerichtet. Mit der freien Linken zog er einen länglichen Gegenstand aus seiner Jackentasche, der in Zeitungspapier eingewickelt war.

Er reichte ihn Scully.

Während sie das Papier zurückschob, berichtete er in aller Kürze: „Ich habe ihn draußen herumirren sehen. Das da hatte er bei sich.“

Angewidert betrachtete Scully das Messer in ihrer Hand. Sein Holzgriff hatte die Form einer angriffsbereiten Schlange - und das Blut auf seiner doppelseitigen Klinge bewies, daß sie zugebissen hatte.

Der Vernehmungsraum für die Gefangenen unterschied sich kaum von den Isolationszellen im Keller des Lagers. Statt einer Pritsche war er mit einem langen Tisch und Bänken für die Gefangenen und diejenigen, die sie verhören wollten, ausgestattet.

Auf der einen Seite des Tisches hatte Private McAlpin Platz genommen, während sich Mulder und Scully auf der anderen niedergelassen hatten.

Colonel Wharton stand einer großen Statue gleich ganz in der Nähe und überwachte die Befragung.

„Sie können sich nicht erinnern, das Krankenhaus verlassen zu haben?“ fragte Mulder den Private.

McAlpin massierte sich die Stirn mit dem Handballen und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Seine Pupillen schimmerten wie die eines Boxers, der schon zu viele harte Schläge einstecken mußte.

Langsam schüttelte er den Kopf.

„Ich kann mich nur daran erinnern“, sagte er stotternd, „daß ich dort war. Ich habe ihn gesehen . . . und all das Blut.“

„Warum haben Sie dann das Geständnis unterschrieben, in dem es heißt, Sie hätten ihn ermordet?“

McAlpins Mund stand offen, doch kein Wort kam über seine Lippen. In seinen Augen stand die flehentliche Bitte um Hilfe.

Colonel Wharton griff die Frage auf und sagte eisig: „Private McAlpin hat mich nach dem Verbrechen gefragt. Ich habe ihm lediglich die Fakten geliefert.“

„Die Fakten?“ hakte Scully nach.

„Die Fakten dieses brutalen Mordes! Die Tatsache, daß Private McAlpin ganz in der Nähe mit Blut auf seinem Gesicht und seinen Kleidern aufgefunden worden ist, mit einem blutigen Messer in der Hand. Die Tatsache, daß das Blut mit dem des Opfers übereinstimmt.“

Schuldbewußt senkte McAlpin den Kopf. „Wer außer mir könnte es getan haben?“ sagte er kläglich.

Mulder betrachtete ihn nachdenklich, bevor er sich an Wharton wandte. „Colonel, können wir uns kurz draußen unterhalten?“ fragte er kühl.

„Aber sicher, Agent Mulder.“ Whartons Miene war gelassen.

Mulder und Scully folgten dem Colonel an der Wache vorbei hinaus auf den Gang. Als sie allein waren, konnte Mulder nicht mehr länger an sich halten: „Was genau haben Sie zu ihm gesagt? Haben Sie ihm etwa gedroht?“

„Ich hoffe, Sie wollen mir nicht unterstellen, daß ich Private McAlpin zu irgend etwas gezwungen habe ...“

„Ich will mich nur vergewissern, daß dieses Geständnis seine eigene Idee war.“

„Natürlich war es das, Agent Mulder. Und Sie werden ziemliche Schwierigkeiten haben, das Gegenteil zu beweisen.“

Mulder musterte sein Gegenüber voller Verachtung, doch er konnte nichts tun, um das schmierige Lächeln aus Whartons Gesicht zu wischen.

Währenddessen betrachtete Scully ihre Handfläche, die immer stärker juckte. Zwar bereitete ihr Kratzen keine Erleichterung, doch war das im Augenblick das einzige, was sie tun konnte.

„Falls Sie dann keine weiteren Fragen haben ...“, begann der Colonel.

„Doch, die haben wir“, fiel ihm Mulder ins Wort. „Hatte Private McAlpin seit seiner Rückkehr in das Reich der Lebenden Kontakt zu Pierre Bauvais?“

„Nicht, daß ich wüßte ...“

„Trotzdem würden wir gern mit Bauvais über diese Angelegenheit sprechen - nur um sicherzugehen.“

Wharton zuckte die Achseln. „Ich fürchte, das wird nicht möglich sein.“

„Warum nicht?“ fragte Mulder. „Als FBI-Agenten können wir verlangen, daß Sie mit uns kooperieren.“

„Das ist mir durchaus bewußt“, entgegnete Wharton ungerührt. „Aber Sie können trotzdem nicht mit Bauvais sprechen - es sei denn, Sie verfügen über eine Macht, die nicht von dieser Welt ist.“

„Was soll das heißen?“ Für einen Moment war Mulder irritiert.

„Bauvais ist tot“, erklärte Wharton so gleichgültig, als spräche er über das Wetter. „Vergangene Nacht hat er sich mit einer Bettfeder die Pulsadern aufgeschnitten.“

Mulder starrte ihn entsetzt an.

Auch Scully war schockiert und vergaß für den Augenblick sogar ihre juckende Handfläche.

Wharton kostete seinen Überraschungssieg aus, bevor er fortfuhr: „Ich werde Ihnen eine Kopie des Berichts über den Selbstmord in Ihr Motel schicken, und ich werde eine Kopie von Private McAlpins Geständnis beilegen. Ich denke, Sie werden feststellen, daß alles seine Ordnung hat und daß Ihre Aufgabe hiermit erledigt ist.“

„Ach, und dann. . .“ Er hatte sich schon zum Gehen gewandt, blieb aber noch einmal stehen und lächelte gönnerhaft. „... wünsche ich Ihnen viel Glück für Ihre nächste Aufgabe. Ich bin überzeugt, sie wird sich nicht so undankbar gestalten wie diese hier.“

Mit diesen Worten marschierte Colonel Wharton zurück in den Raum, in dem Private McAlpin wartete.

Als die Tür hinter ihm ins Schloß krachte, zuckte Scully zusammen. Das Geräusch ließ ihre Kopfschmerzen wieder aufleben - das zermürbende Trommeln in ihrem Schädel begann von neuem. Mit zwei Fingern rieb sie sich die Stirn, um dem Hämmern Einhalt zu gebieten.

„Stimmt etwas nicht?“ fragte Mulder.

„Nein, nein, alles okay. Es ist nichts weiter“, antwortete Scully etwas zu lebhaft und ließ eilends ihre Hand sinken. „Nur ein bißchen Kopfschmerzen. Dieser Fall ist eben besonders nervtötend.“

Mulders aufmerksamer Blick ruhte weiter auf ihr.

„Diese Kopfschmerzen - wann hat das angefangen?“ erkundigte er sich sanft.

„Ich sagte doch, es ist nichts“, beharrte Scully.

„Der Kratzer an Ihrer Handfläche - kann ich ihn mir mal ansehen ...“, begann er, als ihn ein Summen in seinem Jackett unterbrach.

Er zog sein Handy aus der Tasche.

„Ja? Hier Mulder.“

Mit zusammengekniffenen Lidern hörte er eine Weile zu, dann ordnete er an: „Ist gut. Wir sind gleich bei Ihnen. Lassen Sie niemanden außer uns herein.“

Er klappte das Telefon zusammen und warf Scully einen unternehmungslustigen Blick zu. „Das war Robin McAlpin. Sie hat uns etwas Interessantes zu erzählen - etwas äußerst Interessantes.“

Hör auf, das macht es nur noch schlimmer, ermahnte sich Scully im stillen. Doch der Juckreiz ließ nicht nach. Er hielt an und wurde schlimmer und schlimmer, bis Scully all ihre Willenskraft aufwenden mußte, um ihre Fingernägel nicht in ihre Handfläche zu graben. Es kostete sie unendlich viel Mühe, ihre Gedanken von der brennenden Stelle zu lösen und sich darauf zu konzentrieren, was Robin McAlpin zu berichten hatte.

Scully und Mulder saßen im Wohnzimmer der McAlpins. Im Obergeschoß schlummerte der kleine Luke, und Robin sprach leise, um ihren Sohn nicht aufzuwecken - dennoch konnte man ihrem Tonfall deutlich anmerken, wie sehr sie litt.

„Zuerst habe ich gedacht, ich hätte Jack verloren“, zählte sie auf. „Dann kam er zurück - aber er schien seinen Verstand verloren zu haben, und jetzt sagen die, er hätte Harry umgebracht.“

„Das hat er selbst gesagt“, korrigierte Scully. „Er hat ein Geständnis abgelegt.“

„Das ist mir egal! Das ergibt einfach keinen Sinn. Ich kenne meinen Mann. Jack mag unter Streß gestanden haben, aber er hätte Harry nie etwas angetan. Harry Dunham war sein bester Freund.“

„Mrs. McAlpin“, unterbrach Mulder. „Sie sagten

am Telefon, daß Private Dunham gestern abend hier gewesen ist."

„Ja."

„Was wollte er?"

Robin zwang sich zur Ruhe. „Er war unterwegs zu Ihnen", antwortete sie gepreßt.

„Was wollte Private Dunham von uns?"

„Das hat er mir nicht verraten. Aber... ich hab noch nie jemanden gesehen, der so verängstigt war. Er sagte mir, ich sollte Ihnen das hier geben ... falls ihm etwas zustieße."

Sie ging zum Schrank, zog eine Schublade auf und entnahm ihr einen versiegelten Papierumschlag.

In diesem Augenblick erklang von oben das Greinen eines Kindes.

„Luke ist die ganze Zeit über unruhig, seit das alles anfing." Traurig schüttelte Robin den Kopf. „Es ist, als wüßte er genau, was vor sich geht."

„Kinder können äußerst sensibel sein", sagte Scully mitfühlend.

„Im Moment wünschte ich, das wäre nicht der Fall", seufzte Robin. „Hier, sehen Sie sich das an. Ich bin gleich wieder da."

Sie reichte Mulder den Umschlag. Dann eilte sie die Treppe hinauf, um ihren Sohn zu beruhigen.

Wenige Minuten später verstummte das Weinen, doch zu diesem Zeitpunkt hätte es Mulder und Scully ohnehin nicht mehr gestört.

Das Schwarzweißfoto, das Mulder in dem Umschlag gefunden hatte, nahm sie vollkommen gefangen.

„Dunham muß gewußt haben, was da vor sich geht“, murmelte Scully nachdenklich.

„Wenn es überhaupt jemand mit der Wahrheit gehalten hat, dann war er das wohl“, stimmte Mulder zu.

Auf dem Foto war eine bizarre Zeremonie auf einer Dschungellichtung zu sehen. Im Vordergrund befanden sich tanzende und singende haitianische Männer, hinter ihnen stand Pierre Bauvais und hatte seine Arme wie ein Orchesterdirigent halb erhoben. Doch schräg hinter Bauvais entdeckten die Agenten noch ein bekanntes Gesicht, das über die Schulter des Haitianers blickte.

„Colonel Wharton“, sagte Scully langsam.

„Ohne Uniform, aber nicht zu verwechseln“, bestätigte Mulder.

„Demnach hat Wharton Bauvais kennengelernt, als er auf Haiti stationiert war...“ Scully betrachtete das Foto noch einmal eingehend. „Sieht nach mehr aus als nach einer flüchtigen Bekanntschaft. Ich glaube nicht, daß Fremde den Voodoozeremonien beiwohnen dürfen.“

„Gehst du nach Haiti...“, kommentierte Mulder achselzuckend, ohne seinen Blick von dem Abzug zu wenden. „Wie es aussieht, war Bauvais für diese Show verantwortlich, Chester hat uns erzählt, er wäre ein mächtiger Zauberer. Wir können davon ausgehen, daß Bauvais sich hier als *Hungan* — als Voodoopriester - betätigt hat.“

„Und was bedeutet das in bezug auf den Colonel?“

fragte Scully, während sie Whartons Gesicht genau studierte. „Anscheinend ist er mehr an dieser Zeremonie interessiert, als es ein normaler Tourist sein würde. Er sieht aus, als wolle er sich nichts, aber auch gar nichts entgehen lassen.“

„Kein noch so kleines Detail“, nickte Mulder und nagte gedankenverloren an seiner Unterlippe. „Ich denke, wir können den Colonel als Schüler ansehen.“

„Und sein Lehrmeister?“

„Das ist der Mann, der wußte, was Wharton lernen wollte“, entgegnete Mulder und deutete auf Bauvais ehrfurchtgebietende Haltung.

„Und wenn sich Bauvais geweigert hat, seine Kenntnisse zu offenbaren...“, schloß Scully mit wachsender Einsicht.

Mulder führte ihren Gedanken zu Ende: „.... könnte der Colonel nach einem Weg gesucht haben, seinen Meister dazu zu zwingen.“

„Schön, aber warum will ein Mann wie Wharton unbedingt hinter die Geheimnisse des Voodoo kommen?“

„Vielleicht hat es ihm nicht gereicht, die Marines zu kommandieren“, erwiderte Mulder bedächtig, und sein Blick ging für einen Moment in unbestimmte Fernen. „Vielleicht. . . wollte er auch noch die Armee der Toten beherrschen.“

„Bereitet Ihnen die Wunde immer noch Probleme?" fragte Mulder im Flüsterton.

Schlagartig wurde Scully bewußt, daß sie an ihrer Handfläche gekratzt hatte. Sie hielt in der Bewegung inne.

„Es ist nichts", behauptete sie erneut. „Das kommt nur von der Kletterei über den Zaun." Vorsichtig sah sie sich auf dem leeren, mondbeschienenen Innenhof des Durchgangslagers Folkstone um. „Jedenfalls macht mir das nicht halb soviel aus, wie das, was wir hier tun. Laut Gesetz ist das zumindest unbefugtes Betreten."

„Glauben Sie denn, daß uns irgendein Richter einen Durchsuchungsbefehl ausschreiben würde - nur weil wir den Verdacht haben, daß ein Colonel der U.S. Marines Voodoo praktiziert?"

„Unwahrscheinlich."

„Oder denken Sie, wir könnten irgend jemanden davon überzeugen, daß Wharton so etwas tatsächlich tut? Ohne Beweise dafür zu haben, meine ich?" stichelte Mulder weiter.

„Schon gut, schon gut, ich habe verstanden." Scully ging es ganz einfach gegen den Strich, ein Gesetz brechen zu müssen, um ein anderes zu hüten - obwohl es immer wieder Momente gab, in denen Mulder und die schlichte Notwendigkeit sie auch dazu bewegen konnten.

Das Seil, das sie gebraucht hatten, um über den Zaun zu klettern, hatte Mulder zusammengerollt auf dem Boden liegenlassen, damit sie es auf ihrem Rückweg erneut benutzen konnten.

Scully folgte ihrem Partner zum Hauptgebäude. Die Tür war unbewacht. *Die Sicherheitsmaßnahmen sind nicht gerade beeindruckend*, dachte sie. *Kein Wunder, daß Chester hier ein- und ausgehen kann, wie er möchte.*

Im Inneren des Gebäudes war es still. Es war drei Uhr morgens, und die Menschen im Lager schliefen. Auf Zehenspitzen schlichen sie an den Unterkünften der Flüchtlinge vorbei und stiegen dann die Treppe zu Colonel Whartons Büro hinauf.

Die Tür war nicht verriegelt. Sie schlüpfen hinein, und Mulder schloß die Tür von innen. Erst dann schaltete er seine Taschenlampe ein.

Scully ging zum Schreibtisch und knipste die Leselampe an.

„Ich werde die Schubladen durchsuchen“, verkündete sie, öffnete die untere Lade - und fuhr entsetzt zurück.

„Uhh!“

„Was ist?“ Mulder, der sich an einer Metallkiste in der hinteren Ecke des Raumes zu schaffen machte, wandte sich zu ihr um.

Scully hielt ihren Fund in die Höhe.

„Was um alles in der Welt ist das?“ fragte er beinahe belustigt.

„Ein abgetrennter Hühnerfuß. Seine Krallen stecken

in einem Blatt Papier", erklärte Scully mit merkwürdig schleppender Stimme.

Behutsam zog sie den stinkenden Fuß aus dem Papier, strich es glatt und begann zu lesen. „Das ist ein Beschwerdeformular des Marine Corps", berichtete sie Mulder.

„Ist es ausgefüllt?"

„Ja .. . von den Privates Gutierrez und Dunham! Sie bezichtigen Colonel Wharton des Verstoßes gegen die Menschenrechte. Sie beschreiben Schläge und Folterungen, nennen Namen, Daten und Orte."

Inzwischen hatte Mulder den Deckel der Kiste geöffnet und leuchtete hinein. Dann streckte er die Hand aus und zog eine militärische Erkennungsmarke hervor.

„Ist sonst noch was drin?" wollte Scully wissen. Ihr Tonfall verriet, daß sie auf alles gefaßt war.

„Sehen Sie selbst", entgegnete Mulder matt.

Doch bevor sie sich in Bewegung setzen konnte, durchschnitt der Strahl einer weiteren Taschenlampe das Zwielficht des Büros.

Mulder wirbelte mit seiner Lampe um die eigene Achse.

Private Kittel blinzelte in den Lichtkegel, doch die 45er in seiner Rechten blieb ruhig.

„Hören Sie auf, mich zu blenden!" kommandierte der große Marine, und Mulder gehorchte. Innerlich fluchend ließ er die Lampe sinken.

„Sie kommen jetzt mit", wies Kittel sie als nächstes an.

„Wo ist Colonel Wharton?"

„Sie werden ihn noch früh genug zu sehen bekommen ..."

„Er hat Bauvais getötet!" Mulders Stimme war rasiermesserscharf.

Kittel zuckte zusammen, verharrte jedoch in seiner feindseligen Haltung.

Mulder bedrängte ihn weiter. „Und wenn Sie irgend etwas darüber wissen, dann wird man Sie wegen Beihilfe zum Mord anklagen."

„Hören Sie auf!" Doch Kittel schien jetzt vollends verunsichert. Schon gab er keine Befehle mehr, sondern erhob lediglich Einspruch.

Mulder verfiel in demonstratives Schweigen, bis Kittel die Stille nicht mehr aushaken konnte. „Bauvais hat bekommen, was er verdient hat", erklärte er trotzig. „Nach allem, was er McAlpin und Gutierrez angetan hat."

„Das war nicht Bauvais", kam es leise von Scully, die den Private mit einem durchdringenden Blick festnagelte.

„Was soll das heißen?" Kittels Augen weiteten sich verständnislos.

„Diese Männer hatten vor, gegen Wharton auszusagen", erklärte ihm Scully. „Deshalb mußte er sie aufhalten."

„Wenn Sie uns nicht glauben, dann sehen Sie doch in die Truhe da", fügte Mulder hinzu.

Immer noch argwöhnisch ging Kittel zur Metallkiste des Colonels hinüber und leuchtete hinein

...

Ein Laut des Entsetzens entrang sich ihm, und die Hand, in der er die Pistole hielt, sank schlaff herab.

Scully trat hinter ihn, um ebenfalls einen Blick in die Truhe zu werfen - und was sie dort sah, ließ den Hühnerfuß beinah niedlich erscheinen.

In der Truhe lag ein Haufen bleicher Gebeine.

Scully hatte nicht umsonst Medizin studiert.

Sie erkannte menschliche Knochen, wenn sie welche sah.

„Was Sie da sehen, ist das, was von Private Gutierrez übrig ist“, murmelte Mulder und übergab Kittel die Erkennungsmarke.

Der Private las die Inschrift und verlor den letzten Rest seiner Fassung.

„Also, was ist mit Bauvais Leiche geschehen?“ fragte Mulder leise.

Mit erstickter Stimme antwortete Kittel: „Sie .. wir haben ihn beerdigt... heute nachmittag.“

„Und wo?“

„Auf dem städtischen Friedhof. . .“

„Mulder, was hat Bauvais letzte Ruhestätte hiermit zu tun?“ wandte sich Scully an ihren Partner.

„Ich glaube, dort wo Bauvais ist, da finden wir auch Colonel Wharton.“

„Aber Bauvais ist tot!“ Sie warf die Hände in die Luft. „Was soll Wharton noch von ihm wollen?“

„Einen anderen Menschen zu töten ist kein Kunststück, Scully. Aber Wharton will mehr... Er will seine Seele.“

Im dichten Nebelschleier über dem städtischen Friedhof von Folkstone brannten Kerzen.

Die Flammen flackerten um ein offenes Grab herum, dessen provisorischen Gedenkstein der Name *PIERRE BAUVAIS* zierte.

Neben dem Grab stand eine massige Gestalt. Es war Colonel Samuel Wharton.

In dieser Nacht trug er keine Uniform, sondern war in die traditionelle Robe aus einem weit entfernten Inselstaat gehüllt. Auch die Sprache, die er sprach, kam von diesem Inselstaat. *„Au nom des Saints de la lune...“*

Im Namen der Heiligen des Mondes . . .

Vom feuchten Dunst gedämpftes Mondlicht fiel auf seinen Körper, während er daran arbeitete, den Sarg mit Hilfe einer Winde aus dem Grab zu wuchten. Schweiß lief ihm über das Gesicht, als er den Sarg hochgezogen und aus dem Grab gezerzt hatte. Mit einem dumpfen Schlag prallte der Holzkasten zu Boden.

Wharton zog ein Messer aus seiner Robe - ein Messer mit einem Holzgriff, der die Form einer angriffsbereiten Schlange hatte.

Mit geübten Bewegungen schlitze er einen roten Samtbeutel auf - und weißes Pulver rieselte aus dem

Beutel auf die Erde. Wharton benutzte das Pulver, um rund um den Sarg einen Kreis auf den Boden zu zeichnen. Mit dem Rest des Pulvers vervollständigte er das Zeichen des *Loco-Miroir* auf der Friedhofserde. Seine Stimme schwoll zu einem triumphierenden Singsang an. „*Au nom des Saints des Etoiles...*“ *Im Namen der Heiligen der Sterne. . .*

Dies war die Stunde, für die Wharton gelebt hatte.

Dies war die Stunde, für die er gemordet hatte.

Dies war die Stunde, die ihm die Macht der Finsternis verleihen und ihn zum König der Nacht machen würde.

Scully fuhr, so schnell sie konnte. Die Scheinwerfer des Wagens bohrten sich in den Nebel, bis endlich die ersten Grabsteine vor ihnen auftauchten. Scully trat auf die Bremse, und noch bevor der Wagen zum Halten kam, riß Mulder die Tür auf und sprang hinaus.

Doch dann blieb er abrupt stehen - ihm war aufgefallen, daß Scully ihm nicht folgte. Sie saß noch immer am Steuer und preßte beide Hände fest an die Schläfen.

„Was ist los?“

Scully zwang sich, die Arme zu senken. „Nichts. Nur Kopfschmerzen. Ich stehe bei diesem Fall einfach zu sehr unter Spannung. Es wird schon wieder besser... Gehen Sie nur, ich komme gleich nach.“

Mulder zögerte. Noch nie hatte er das Gesicht seiner Partnerin so verzerrt und blutleer gesehen. Sie war bleich wie ein Gespenst.

Scully biß sich auf die Lippen und legte alle Kraft in ihre Stimme. „Machen Sie sich keine Sorgen. Mir geht es gleich wieder gut. Kümmern Sie sich um Wharton!"

Irgendwie brachte sie es fertig, ihren Partner beruhigend anzusehen - zumindest beruhigend genug, um ihn vorerst zufriedenzustellen.

Mit letzter Anstrengung gelang es ihr, sich gerade so lange zusammenzureißen, bis er im Nebel verschwunden war.

Dann wurde das Pochen in ihrem Kopf übermächtig.

Ihr Mund öffnete sich wie zu einem stummen Schrei... doch als sie ihr Gesicht im Rückspiegel erblickte, vergaß sie ihre Schmerzen.

Ihre blassen Lippen waren mit rosafarbenem Schaum bedeckt. Mit panisch geweiteten Augen öffnete sie den Mund und entdeckte das schwarzrote Blut, das aus ihrem Zahnfleisch hervorquoll.

Während sie noch in den Spiegel starrte, wurde das Jucken in ihrer Handfläche unerträglich.

Sie sah hinunter und mußte feststellen, daß sich ihre ganze Hand rot verfärbt hatte. Vor ihren Augen wurde die kleine Wunde größer und größer.

Sie wurde zu einem klaffenden Loch, aus dem zähes Blut herausrann, gefolgt von einer klaren, öligen Flüssigkeit.

Wie gebannt hing Scullys Blick an der schwärenden, zuckenden Wunde ... als plötzlich ein Finger darin erschien, dann noch einer und noch einer.

Gelblichen Würmern gleich wanden sie sich heraus, bis schließlich eine ganze Hand aus dem Loch hervorgekrochen war. Sie schoß nach vorne und schloß sich um Scullys Kehle.

Eine zweite Hand schlüpfte heraus, gefolgt von dem Rest eines Mannes, den Scully nur einmal gesehen, aber nicht vergessen hatte. Es war der große Haitianer, der sie bei ihrem ersten Lagerbesuch bedroht hatte.

Er war gekommen, um seine Drohung wahr zu machen, und seine gewaltigen Hände verstärkten ihren erstickenden Druck um Scullys Hals. Von Sekunde zu Sekunde bekam sie weniger Luft ...

In diesem Moment erwachte sie aus ihrer Erstarrung.

Sie schlug um sich und schrie um ihr Leben.

Doch Türen und Fenster des Wagens waren geschlossen.

Und Mulder befand sich längst außer Hörweite. Die Taschenlampe in der einen und die Waffe in der anderen Hand, hastete Mulder durch den Nebel.

Vor ihm rissen die Schwaden auf, und er sah den breiten Rücken eines Mannes, dessen kahler Kopf im Licht einiger Kerzen schimmerte. Ein langes Messer blitzte in seiner Hand.

Mulder hörte den Singsang, den der Mann angestimmt hatte: *„Au nom de Saints de Tempete ...“*

Im Namen der Heiligen der Stürme . . .

Mulder legte die Waffe an und brüllte: „Colonel Wharton! FBI!“

Wharton fuhr herum, und Mulder sah seine Augen.

Sie leuchteten rot und blutunterlaufen wie die Augen einer geifernden Bestie. Auch Whartons Stimme glich dem Knurren eines wilden Tiers. „*Voici un garde protection pou marche dam la nuit...*“

Da also ist der Hüter des Gesetzes und läuft durch die Nacht. . .

Ein Schauer jagte über Mulders Rücken. Er versteifte sich, um ihn zu vertreiben.

„Lassen Sie das Messer fallen!“ kommandierte er scharf und entscherte demonstrativ die Waffe.

Einige endlose Sekunden starrten Whartons Rubinaugen auf das tödliche Metall in Mulders Hand.

Dann nickte er langsam.

Er bückte sich und legte den roten Samtbeutel vorsichtig auf einen umgestürzten Grabstein.

Dann, ohne Vorwarnung, stieß er das Messer in den Samtbeutel.

Aus Mulders Kehle kam ein gurgelndes Geräusch. Die Waffe entglitt seinen Händen, als ein unerträglicher Schmerz durch seine Eingeweide schnitt. Zusammengekrümmt ging er zu Boden.

Whartons Augen waren nun wieder kalt und klar. Nach einem kurzen Blick auf Mulder, wandte er sich ab, um in die Dunkelheit zu fliehen.

Doch dann war es an ihm, entsetzt aufzuheulen. Eine Gestalt, riesig und dunkel wie die Nacht selber, versperrte ihm den Weg.

Pierre Bauvais Kleider waren zerrissen und blutbefleckt, sein Gesicht war zerschlagen und verkrustet, doch er stand aufrecht da und seine Augen fixierten Wharton wie Laserstrahlen.

„*Ca quoi fait mal, ce mal li we*“, verkündete Bauvais. Seine Stimme schien aus weiter, weiter Ferne zu kommen - als wäre er an einem Ort jenseits von dieser Welt.

Der, der Böses tut, Böses wird er erleben.

Wharton gab ein animalisches Grunzen von sich und hob das Messer, doch Bauvais atmete nur einmal tief ein und blies ihm eine Wolke weißen Pulvers ins Gesicht.

Der Colonel ließ das Messer fallen und verkrallte die Hände in seinen brennenden Augen.

Seine Beine gaben nach. Er taumelte vor Schmerz und sank schließlich zu Boden.

Noch einmal fuhr ein konvulsivisches Zucken durch Whartons Leib, dann lag er still, und Bauvais verschwand wieder in der Dunkelheit.

Nur langsam kam Mulder wieder zu sich. Er war noch immer nicht in der Lage aufzustehen, doch er fühlte, wie der Schmerz allmählich nachließ.

Erst jetzt bemerkte er, daß Scully ihm nicht gefolgt war.

Scully konnte nicht mehr schreien. Die Hände um ihren Hals griffen zu fest zu. Durch den Nebel der Todesangst konnte sie die glasigen Augen ihres Mörders und den tollwütigen Speichel erkennen, der von seinen Lippen troff. Verzweifelt bemühte sie sich, an ihm vorbeizusehen. Wo war ihre Waffe?

Doch da war nur Chesters Stofftalisman. Gerade außerhalb ihrer Reichweite baumelte er vom Rückspiegel herab.

Mit letzter Kraft stemmte sich Scully gegen das Gewicht, das sie niederdrückte. Es gab nur um wenige Zentimeter nach - doch das war genug.

Ihre Finger schlossen sich um den Talisman, und als sie erneut zurückgedrängt wurde, riß sie ihn vom Spiegel.

Dann ... war das Gewicht plötzlich verschwunden.

Der Haitianer war fort.

Der Kopfschmerz war verschwunden und das Jucken ebenso.

Die Wunde in ihrer Handfläche schloß sich in Sekundenschnelle.

Nur ein Pochen in ihrer Kehle und der Talisman in ihrer Hand erinnerten daran, daß sie beinah getötet worden wäre, von ... von einem... Scully mochte das Wort nicht denken.

Leicht betäubt schüttelte sie den Kopf und wollte einen mechanischen Rundumblick durch die Windschutzscheibe werfen - als sie direkt in ein Paar glühender Augen sah.

Eine große schwarze Katze hockte auf der Motor-

haube, gab ein empörtes Maunzen von sich und sprang mit einem Satz davon.

Scully atmete tief ein, dann wieder aus. Sie spürte, wie sich ihr Herzschlag allmählich normalisierte und wie das dumpfe Ziehen in ihrem ganzen Körper langsam nachließ. Als sie wieder vollends bei Kräften war, stieg sie aus dem Wagen und schlug die Richtung ein, in die Mulder verschwunden war.

Minuten später entdeckte sie ihn auf Händen und Knien kauern.

Während sie auf ihn zu eilte, kam er zitternd und leicht wankend auf die Beine, wie ein Fußballspieler nach einem frontalen Zusammenstoß.

„Sind Sie in Ordnung?“ war seine erste Frage.

„Ich fühle mich besser, als Sie aussehen“, entgegnete sie mit einem leichten Schmunzeln.

„Zumindest bin ich in einem besseren Zustand als er. ..“ Mulder deutete auf die Stelle, an der Colonel Wharton mit dem Gesicht nach unten auf der Erde lag.

„Was ist passiert?“ fragte Scully.

„Ich weiß es nicht, jedenfalls nicht genau.“

Behende kniete sich Scully neben Wharton nieder und tastete nach seinem Puls.

„Er ist tot“, befand sie schließlich. Sie sah auf und suchte Mulders Blick. „Haben Sie ..?“

„Nein, Scully. Nein.“ Mulders Tonfall ließ keine weiteren Fragen zu.

Scully nickte und erhob sich, um Mulder zu dem schlichten Holzkasten neben dem offenen Grab zu folgen.

Langsam öffnete er den Deckel.

In dem Sarg lag der Leichnam von Pierre Bauvais.

„Er sieht aus, als wäre er trotz seines Zorns erstaunlich friedlich gestorben“, bemerkte Scully nach einer Weile. „Man könnte fast glauben, daß er lächelt.“

„Wahrscheinlich hat er am Ende doch noch die ewige Ruhe gefunden“, stimmte Mulder zu. „Ich denke, wir können den Deckel nun beruhigt schließen.“

„Und den Fall, Mulder“, ergänzte Scully. „Und den Fall.“

„Ist mit Ihnen alles in Ordnung?" erkundigte sich Scully bei Private McAlpin.

„Ich habe nicht einmal mehr Alpträume", war die lächelnde Antwort.

„Und dieser Alptraum da hört jetzt auch endlich auf, sagte Mulder, während er zusah, wie die Haitianer einer nach dem anderen in einen Militärtransporter stiegen. Sie verließen das Durchgangslager, um an Bord eines Frachters zu gehen, der im Hafen von Folkstone auf sie wartete. Der Bestimmungsort des Schiffs hieß Haiti.

„Für diese Menschen kann er gar nicht früh genug vorbei sein - und für mich und meine Kameraden auch nicht", ergänzte McAlpin. „Das ist nicht die Art von Job, für den wir zu den Marines gegangen sind."

„Haben Sie die Liste, die wir angefordert haben?" fragte Scully.

„Ja, Ma'am." Zuvorkommend reichte ihr McAlpin eine dicke Mappe. „Da steht der Name jedes Haitianers drin, der zurückgeht." Und als Scully begann, die Liste durchzusehen, fügte er hinzu: „Die Haitianer haben darum gebeten, daß auch Bauvais nach Haiti zurückgebracht wird."

„Zu schade, daß er in einem Sarg zurückkehrt."

Mulders Augen ruhten noch immer auf der langen Reihe der wartenden Flüchtlinge.

Währenddessen ging Scully die Liste ein zweites Mal durch. Sie runzelte die Stirn. „Ist die Liste vollständig?“

„Soweit ich weiß.“ McAlpin hob die Schultern.

„Ich vermisse einen Namen... Einen Jungen. Bonaparte, Chester Bonaparte. Kennen Sie ihn?“

„Chester?“ Bekümmert schüttelte McAlpin den Kopf. „Ja, ich kannte ihn. Großartiger Bursche. Er war es, der vor sechs Wochen bei dem Aufstand gestorben ist.“

Scully und Mulder tauschten einen überraschten Blick, der schnell einem wissenden Lächeln wich.

Sie mußten nichts sagen, um ihre Gedanken zu teilen.

In diesem Fall gab es so viele Tote.

Und zu viele hatten ihren Tod überlebt.

Hiram Sampson startete den Motor der kleinen Planierraupe. Er legte den Gang ein, fuhr langsam an und schob die schwarze Erde zurück in das Loch im Boden, das noch vor kurzem das Grab von Pierre Bauvais gewesen war. Doch auch jetzt war das Grab nicht leer. Ein anderer Sarg hatte Bauvais' Platz eingenommen. Es war der Sarg von Colonel Samuel Wharton.

Aufmerksam beobachtete Sampson, wie die Erde in die Grube rutschte. Das Dröhnen der Planierraupe vibrierte in seinen Ohren. Es schluckte das gedämpfte

Prasseln der Erdklumpen auf dem Sarg - und das
Hämmern und die verzweifelten Schreie, die aus
seinem Inneren drangen ...

ENDE

